

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Band: 92 (1972)

Artikel: Herrn Secretairs Vogels Reise in die Rheinlande
Autor: Helfenstein, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herrn Secretair Vogels Reise in die Rheinlande

Wenn Zürcher Geschichtsfreunde vom Vogel oder auch vom Vögelin reden, steht ihnen der Sinn zumeist nicht nach Ornithologischem. Vielmehr suchen sie im Vogel oder beim Vögelin gerne Rat und Auskunft, wo es um lokalhistorische Fragen geht. Wer aber weiss schon genau, was für Leuten wir eigentlich die so bündig nach ihnen benannten und trotz ihres respektablen Alters noch heute so nützlichen Bücher verdanken?

Den Vögelin – oder besser: die verwirrende Dreizahl der Vögelin¹ – wollen wir für diesmal beiseite lassen und einzig «den Vogel» etwas schärfer betrachten. Das einschlägige Lexikon meldet von ihm in Kürze: «Vogel, Friedrich, 1804–1855, kantonaler Beamter, verfasste historische Werke, z. B. Ortslexikon des Kantons Zürich; *Memorabilia Tigurina*.»² Folgt man den dort angeführten Hinweisen, so erfährt man weiter, dass Vogel als Sekretär des Baudepartements die 1704 von Hans Heinrich Bluntschli begonnene Reihe der «*Memorabilia Tigurina*» wieder aufgenommen und bis 1853 um drei Quartbände vermehrt habe.

Ein emsiger Mann also, der neben seiner amtlichen Bestallung ein gerütteltes Mass Arbeit auch auf dem Feld der Historie bewältigte, bis er schon als Fünziger den Seinen entrissen wurde.³ Die frühzeitig

¹ Kirchenrat Salomon Vögelin (1774–1849) verfasste u. a. «Das alte Zürich» (1828); seinem Sohn Anton Salomon (1804–1880) verdankt man mehrere Neujaarsblätter, während der Enkel Friedrich Salomon (1837–1888) Biographien seines Vaters und Grossvaters schrieb und, zusammen mit Arnold Nüscherer, «Das alte Zürich» neu bearbeitete. Vgl. *Histor.-biogr. Lexikon der Schweiz* (HBL) Bd. 7 (1934), S. 283, sowie Richard Feller und Edgar Bonjour, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, Bd. 2 (Basel 1962), S. 845f.

² HBL Bd. 7, S. 287 Nr. 13.

³ Freilich darf man vermuten, er sei durch seine Beamtenpflichten nicht übermässig belastet gewesen. K. v. Schwerzenbach, der neben dem mit Hochbauten beschäftigten Vogel als Sekretär für Strassen- und Wasserbau fungierte, verwaltete nach dessen Tode lange Jahre hindurch beide Sekretariate zusammen; vgl. die Zürcher Regierungsetats 1853/54–1859/60. Aber natürlich wäre erst noch zu prüfen, ob dafür nicht ein Rückgang der öffentlichen Bautätigkeit verantwortlich war.

abgebrochene Lebensbahn nahm ihren Anfang in den bewegten Zeiten, die dem Untergang des alten Zürich folgten – ja, Friedrich Vogel darf geradezu eine Frucht dieser Wirrnisse genannt werden. Als sich die unteilbare Helvetische Republik im Bürgerkrieg aufzulösen drohte, entsandte Napoleon Truppen in die Schweiz. Mit dem grossen politischen Geschehen verband sich manches kleine private Geschick und Missgeschick. Ein Grenadier der 1803 in Zürich stehenden 13. französischen Halbbrigade knüpfte ein Liebesverhältnis zur Tochter des Pfarrers an der Spanweid an. Mag sein, dass es ihm mit seinem Eheversprechen Ernst war; aber bevor noch die Hochzeit gefeiert werden konnte, kam das Signal zum Abmarsch, nach Spanien vielleicht, und man scheint an der Limmat von dem fremden Krieger fortan nichts mehr gehört zu haben. Die verlassene Margaretha Vogel rief in ihrer Not das Zürcher Ehegericht an, das zwar ihr im März 1804 geborenes Kind dem Vater «zu alleiniger Sustentation» zusprach. Aber die Behörde überliess es der Mutter, «denselben zu Erfüllung dieser Sentenz zu belangen», und beauftragte zum Überfluss noch das Pfarramt Predigern, der Unglücklichen «für die Zukunft mehrere Vorsicht kräftig anzusinnen.»⁴

So wuchs denn Friedrich Vogel im grossväterlichen Haushalt auf, in materiell bedrängten und wohl auch sonst nicht allzu erfreulichen Umständen. Denn in einer Kleinstadt wie dem damaligen Zürich, wo Jeder Jeden kannte und gewiss rechtschaffen getratscht wurde, war der Sohn einer ledigen Pfarrerstochter kaum zu beneiden. Was er an Quälerei und Kränkungen erdulden musste, hätte ihn zur Rebellion reizen oder in ein verbittertes Aussenseitertum drängen können. Friedrichs gutartiges Wesen liess sich durch seine frühen Erfahrungen in anderer Weise prägen. Indem er sich seiner Umwelt fügsam einpasste, fand der Geplagte die sicherste Zuflucht. Er duckte sich, übernahm die Ansichten und Vorurteile seiner Mitbürger, und so gelang es ihm allmählich, die fatalen Bewandnisse seiner Geburt vergessen zu machen und ein durchaus achtbares Glied der zürcherischen Gesellschaft zu werden. Zwar hat er dafür seinen Preis entrichtet und ist zeitlebens einen ängstlich-unfreien Zug, die streberhafte Beflissenheit des Musterknaben nicht mehr ganz los geworden. Ihn deshalb zu belächeln, wäre unbillig. Statt mit dem Schicksal zu hadern und sich in

⁴ Ehegerichtsprotokoll vom 12. Januar und 13. August 1804 im Staatsarchiv: YY 3.2, S. 19f. und 338. Vgl. auch Joh. Paul Zwicky, Die Familie Vogel von Zürich (Zürich 1937), S. 170 und Beilage 2 (Nr. 70).

nutzloser Auflehnung zu vergeuden, hat Friedrich Vogel die ihm verliehenen Gaben zum Nutzen des Gemeinwesens, seiner Familie und einer historisch interessierten Nachwelt verwendet.

Was er der letztern geschenkt hat, ist bereits angetönt worden. Obwohl er höherer Bildung nicht hatte teilhaft werden können, sind seine fleissigen Kompilationen – das Ortslexikon vorab wie auch die bis 1820 reichenden «Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich» mit ihren Ergänzungen für die beiden folgenden Jahrzehnte – Hilfsmittel geworden, deren zuverlässige Gründlichkeit jeder Benutzer zu schätzen weiss. Ihrer Natur nach sind dies freilich Werke, in denen die Person des Urhebers hinter dem dargebotenen Stoffe völlig zurücktritt. Ganz anders verhält es sich mit der «Beschreibung meiner Reise in die Rhein-Gegenden bis Cöln, nach Frankfurt, Heidelberg, Carlsruhe, Strassburg usw. im August 1841».

Diese, einen starken Oktav-Band füllenden Aufzeichnungen waren zum vornherein nicht für ein weiteres Lesepublikum bestimmt, sondern «meinen Knaben gewidmet»; sie sind daher ungedruckt und übrigens auch nach ihrem späteren Übergang in öffentlichen Besitz ziemlich unbekannt geblieben.⁵ In den darin enthaltenen Erlebnisberichten und Schildereien begegnet man dem Menschen Friedrich Vogel, der weder ein Original noch ein tiefer Geist, wohl aber ein rechtes Kind seiner Zeit war.

Lohnt sich indessen die Begegnung, und dürfen wir dem Leser zumuten, Vogel auf seiner nach heutigen Begriffen so wenig aufregenden Reise zu begleiten? Wir meinen, dass gerade die Durchschnittlichkeit des Autors uns seine Notizen wertvoll machen kann: spricht er doch stellvertretend für die überwiegend stumm gebliebene Menge der damaligen Reisenden. Er verrät uns, was sie zu sehen und zu erleben wünschten, was sie verdross und worüber sie sich freuten, welche Annehmlichkeiten ihnen zu Gebote standen, und auf was für Strapazen sie gefasst zu sein hatten. Erheitert und wehmütig zugleich lässt man sich von allerlei zivilisatorischen Errungenschaften erzählen

⁵ Aus der 1833 geschlossenen Ehe Friedrich Vogels mit Anna Catharina Meyer gingen die drei Söhne Gerold (1836–1899), Arnold (1837–1894) und Hermann Heinrich (1843–1921) hervor. Einträge auf dem Vorsatzblatt des über 400 (unbezeichnete) Blätter starken, mit gegen 100 Stichen geschmückten Bandes zeigen, dass dieser 1859 an Arnold kam, 1894 an Gerold, 1899 an Hermann, 1925 an dessen Sohn Gerold (II.), der ihn 1929 seinem Freunde Pfarrer Robert Doggweiler in Zug schenkte. 1945 erwarb ihn die Zentralbibliothek Zürich; er trägt die Signatur Ms Z IX 643.

und möchte oft den Autor um seinen ungebrochenen Fortschrittsglauben beneiden; denn darüber zu spotten, ist doch nur das traurige Vorrecht einer Generation, die sich nun allerdings am Fortschritt gewaltig überfressen hat.

Selten hatte vordem ein Zürcher die Möglichkeit gehabt, sich jenseits der Grenzen umzusehen, wenn ihn nicht sein Beruf als Kaufmann oder Söldner, als Pfarrer oder Gelehrter hinausführte. Erst zu Friedrich Vogels Zeiten rückte dank besserer Verkehrswege und Transportmittel die eigentliche Vergnügungs- und Bildungsreise über weitere Distanzen in den Erfahrungsbereich auch weniger bemittelter Kreise. Was das für den Horizont des Einzelnen bedeutete, und wie es sich im Bewusstsein der Gemeinschaft auswirkte, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden; einiges Bedenkenswerte ist darüber in Kurt Guggenheims Gottfried-Keller-Buch nachzulesen.⁶ Wir begnügen uns mit dem Hinweis, dass Sekretär Vogels Reisejournal in all seiner privaten Anspruchslosigkeit doch auch als Zeugnis für einen geschichtlich nicht ganz unbedeutenden Vorgang angesehen werden kann.

Lassen wir nun aber die Reflexionen und wenden uns dem Text selber zu! Ein längerer zusammenhängender Abschnitt soll zunächst in Vogels Erzählweise einführen. Später greifen wir nur noch Stellen heraus, die aus dem oder jenem Grunde besonderes Interesse zu verdienen scheinen.

* * *

«Längst schon reifte in mir der Entschluss, wo immer möglich auch Gegenden ausserhalb des Vaterlandes, vorzüglich merkwürdige Städte und Gebäude zu besichtigen und so den Kreis des Wissens und Erkennens auch auf Gegenstände auszudehnen, die sich in der Schweiz nicht oder nur in geringem Massstab vorfinden, und für einmal zogen mich die Gebirge unseres Landes, die ich freylich in vielen Beziehungen noch allzu wenig kenne, durchaus nicht an. Aber erst dannzumal konnte ich an die Realisierung meiner Entschlüsse denken, als es mir gelungen war, mittelst Herausgabe der Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, von welchem Werk bis jetzt etwa 1000 Exemplare abgesetzt worden sind, über die freylich höchst beträchtlichen Auslagen hinaus eine angemessene

⁶ Das Ende von Seldwyla (Zürich 1965), u.a. S. 92 und 207.

Summe zu erübrigen. Nun, d. h. dieses Frühjahr, konnte es sich darum handeln, ein bestimmteres Projekt zu einer solchen Reise zu entwerfen; ich schwankte einige Zeit zwischen München und den Rheingegenden. Mehrere Kenner versicherten mich aber, der gegenwärtige Zeitpunkt wäre für München insofern ungünstig ausgewählt, als einige grosse Kunstwerke dort zur Zeit wohl in der Ausführung, aber noch nicht vollendet seyen; dagegen pries man mir in allen und jeden Beziehungen die Rheingegenden als überaus merkwürdig, und so studirte ich dann lange das Panorama von Delkeskamp und das Handbuch von Schreiber⁷ und dachte mir dabey die Möglichkeit, vielleicht bis Coblenz, kaum bis Köln, vielleicht auch nur bis nach Mainz und in dortige Umgegend zu gelangen. Der Sommer rückte heran, offenbarte sich aber in der Witterung als durchaus für das Reisen ungünstig, und sowohl dieser Umstand als die Geschäfte, die mich nöthigten abzuwarten, bis die vielen Bauausschreibungen und Bauverträge beseitiget waren, bestimmten mich, die Reise bis in den Monat August zu verschieben. Im Juli wurde in der Staatskanzlei der Pass bestellt und solcher von der Preussischen, Bayerischen und Französischen Gesandtschaft visirt⁸, die Abreise sodann definitiv auf den 3ten August festgesetzt, und obgleich die Witterung noch nicht so beschaffen war, dass man mit eigentlicher Freude sie hätte begrüßen können, blieb es dabey. Die Reise-Effekten packte ich erst an dem bemerkten Tag in den Reisesack zusammen; sie bestanden aus weiter nichts als einigen Hemden, Strümpfen und anderer Linge, dem erwähnten Panorama, Handbuch und einer Karte.

⁷ Friedr. Wilh. Delkeskamp, Neues Panorama des Rheins von Mainz bis Cöln (Frankfurt 1837); Aloys Wilh. Schreiber, Handbuch für Reisende am Rhein (4. Aufl., Heidelberg 1831). Vgl. Hans Blum: Das Rheinland in der Buchillustration des 19. Jahrhunderts (in: Aus kölnischer und rheinischer Geschichte, Festgabe Arnold Güttsches, Köln 1969, S. 275–294), der über Rheinlandreisen und die dafür geschaffenen literarischen Hilfsmittel viel Interessantes beibringt, die von Vogel benützten Werke aber nicht erwähnt.

⁸ In der Tat findet sich im Register der von der Staatskanzlei ausgestellten Pässe (Staatsarchiv: PP 38.4 Nr. 505) unter dem 6. Juli 1841 die Angabe: Herr Regierungs-Secretaire Friedrich Vogel, 37 Jahre alt, 5 Fuss und 7 Zoll gross, Haare und Augenbraunen braun, Augen blau, Nase, Mund und Kinn mittel, habe einen für 1 Jahr gültigen Reisepass erhalten, um sich nach Deutschland, Preussen und Frankreich zu begeben. Der unmittelbar vorausgehende Eintrag vom gleichen Tag betrifft übrigens den 22jährigen, 6 Fuss hohen Particular Alfred Escher, der nach Österreich und Sardinien reisen wollte.

Nachreise von Zürich nach Basel, Dienstag, den 3ten August 1841

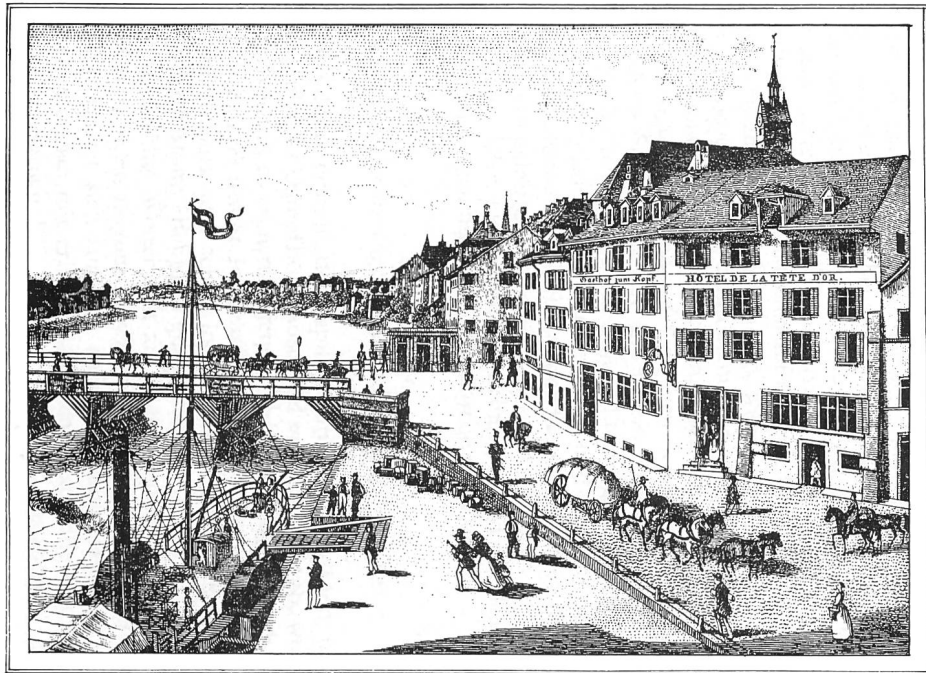
Abends nach sechs Uhr fand ich mich im Begleit meiner Frau und meiner beyden lieben Knaben, Gerold und Arnold, im Posthof ein, um mit der Malltpost⁹, dem sogenannten Nachtwagen, nach Basel zu fahren. Diese Zeit wählte ich aus, um nicht bey der Tagfahrt einen ganzen Tag zu verlieren. Gerold wurde von dem Condukteur scherzweise in den Wagen gehoben, wo es ihm so wohl gefiel, daß er sich nur unter heftigem Weinen bey dem Einsteigen der Passagiere von dem Wagen trennen konnte. Schwer fiel meiner lieben Frau das Scheiden mit Hinblick auf die Länge der Zeit, die Weite des Weges und allfällige Gefahren, die entstehen könnten; mir war es federleicht, gleichsam im Vorgefühl, daß die Reise gut ablaufen werde, und so rollte der Wagen vom Posthof weg und zur Stadt hinaus. Die Reisegesellschaft im Innern des Wagens bestand aus einem fremden Herrn, der französisch sprach, und einem Frauenzimmer, das sich bald etwas verdächtig zeigte. Diese Reisegesellschaft und nicht die Natur war es, die ich beobachtete, denn die Gegend, durch welche wir kamen, so lange es noch Tag war, kannte ich nur zu gut, und überdies regnete es zuweilen. Der Herr Passagier richtete dann und wann Fragen in seiner Sprache an mich und die Mitbegleiterin, welche ich ordentlich verstand und leidlich beantworten konnte. Ach, wie oft bereute ich schon, dieser Sprache nicht ganz mächtig zu seyn, wie oft und so auch dießmal freute ich mich aber, wenigstens einige Kenntniß von derselben zu besitzen, die es möglich macht, sich bey der Conversation nothdürftig behelfen zu können. Die Mitreisende zeigte ihren Charakter und ihre Bestrebungen bald dadurch, daß sie uns allerley Naschereyen und zwar in steigendem Maße darbot, welche auf den Herrn Mitreisenden immer günstigeren, auf mich gar keinen Eindruck machten, so daß ersterer sich bewogen fand, mit einer Flasche süßen Weines vom Comer-See, den er in der Seitentasche der Kutsche verborgen hatte, hervorzurücken und davon mitzuthemen. In Neuenhof oberhalb Wettingen wurden die Pferde gewechselt, und rasch ging es Baden zu, wo meine Mitreisenden höchst unangenehm dadurch überrascht wurden, daß noch andere Passagiere einstiegen und zwar Herr Weber, Wirth im Feld bey Wetzikon, und Herr Sternewirth

⁹ Der Ausdruck dürfte abzuleiten sein von «Maltag» = Termin, an dem eine bestimmte Leistung geschehen soll (Grimm, Dt. Wörterbuch, Bd. 6, 1885, Sp. 1511).

von Uster, die nach Basel und Mühlhausen reisen wollten.¹⁰ Mit diesen unterhielt ich mich dann natürlich vorzugsweise. In Brugg wurde angehalten und zu Nacht gespiesen; ich beschränkte mich darauf, mit dem Hrn. Sternenswirth ein Gläschen zu trinken; es wurden wieder die Pferde gewechselt, es war vielleicht 11 Uhr. Eines der frisch angespannten Pferde wurde, als es an den Reyh (Rain) außerhalb dem Städtchen kam, sehr unruhig, und da der Wagen in dortiger Gegend schon ein paar Mal umgeworfen hatte, so wurden es auch die Passagiere; das Pferd konnte aber am Ende gebändigt werden. Nun ging es den Bötzbberg hinan, und da zogen es die meisten Passagiere vor, auszusteigen und zu Fuß zu gehen, was durch die ziemlich helle Nacht begünstigt wurde; inzwischen wurde der schlafende Fremde im Wagen auf die scherzhafteste Weise seines Weines beraubt. Auf der Höhe angekommen, stieg man allseits wieder in den Eilwagen hinein, und nun ging es rasch den Berg hinunter in das Frickthal. Die Unterhaltung verstummte immer mehr, denn einer um den andern übergab sich dem Schlaf oder besser gesagt einem unruhigen Schlummer. In Frick gab es einen kurzen Halt; die meisten Passagiere stiegen aus und nahmen ein Schnäppchen, und das that auch ich. Schon dämmerte es, als man in Stein ankam, wo wieder Pferde gewechselt wurden. Der Tag brach völlig an und zeigte die fruchtbaren Felder. Der Wagen rasselte durch die engen Strassen des Städtchens Rheinfelden, wo ausser dem Postbeamten noch alles schlafend war; hier wurden wieder die Pferde gewechselt. Nun rollte der Wagen schnell durch die fruchtbare Ebene längs dem linken Rheinufer durch die Dörfer Aeugst (Augst), der neu entstandenen Saline vorbei, durch die Hardwaldung über die Birsbrücke Basel zu, das sich schon von Ferne durch seinen Münsterturm ankündigt, bald aber durch seine Schanzen und Mauern deutlicher zeigt. Man fährt durch das Thor hinein, welches von einer Schildwache bewacht wird, und durch einige lange Strassen zum Posthof, einem nicht besonders ansehnlichen Gebäude. Es war 5 Uhr morgens, als der Eilwagen im Posthof anhielt. Beym Aussteigen erblickte mich Herr Oberst Bürkli¹¹, und

¹⁰ Der Sternenswirth in Uster lässt sich anhand der Wirtschaftsverzeichnisse im Staatsarchiv (RR I 56, 1841, S.33) als Jakob Berchtold identifizieren.

¹¹ Johann Georg Bürkli-Füssli (1793–1851) im Tiefenhof, konservativer Politiker, Gründer des Zürcher Stadttheaters und Verfasser zahlreicher Neujahrsblätter der Allg. Musikgesellschaft.



Lith. v. F. Schultens Zürich

Gasthof zum goldenen Kopf in Basel.

auf Meldung, wohin ich wolle, und daß er die nämliche Reise beabsichtige, wandten wir uns schnell in den nahen Gasthof zum Storch und lösten in dem dort befindlichen Bureau Karten für die Dampfschiffahrt auf den Ober-Rhein und eilten dann über Hals und Kopf dem Landungsplatz zu, der sich unterhalb der Rheinbrücke bey dem Gasthof zum Kopf befindet. Hier lag dann das Dampfschiff «Die Adler des Ober-Rheins», das etwas größer als unsere Dampfschiffe auf dem Zürichsee ist, ruhig vor Anker. Man war so eben damit beschäftigt, eine Menge Effekten auf das Schiff zu bringen, die an einen Haufen zusammengepackt wurden, wohin ich auch meinen Reisesack ablegte und alsdann das Schiff betrachtete. Die elegante Kajüte ist mit Fenstern und Spiegelglas versehen, längs den Wänden sind herrliche Sophas angebracht, und auf der einen Seite der Kajüte gibt es ein besonderes Schlaf-, auf der andern ein eigenes Speisezimmer. Die Reisegesellschaft bestand aus einigen Dutzend Personen, meist Fremden, d. h. Engländern, Deutschen u. s. f., und zwar sowohl Herren als Damen. Im hintersten Theil des Schiffes waren einige den reisenden Engländern gehörige Kutschen aufgestellt. Ziemlich viele Zuschauer standen am Ufer. Der Kessel des Schiffes entlud mit dem gewöhnlichen, höchst eigenthümlichen Geräusche den Dampf.

Erster Tag : Reise von Basel nach Mannheim

Die Glocke ertönte, der Capitain gab das Commando, und punkt 6 Uhr fuhr das Dampfboot rauschend von der Stelle ab, wo es bisher gelegen hatte; es regnete in jenem Moment ziemlich stark. Äusserst schnell ging es der St. Johans-Vorstadt vorbei zu dem Gebiet der Schweiz hinaus, und schon in einigen Minuten befanden wir uns dicht der Festung Hüningen gegenüber.»

Das schlechte Wetter läßt zu einer genaueren Besichtigung des Schiffes mehr ein als zum Verweilen auf Deck, und Vogels Aufmerksamkeit richtet sich zunächst auf «die Dampfmaschine, deren Beschreibung man mir erlassen wird, das brausende Dampfrohr, den schweren eisernen Klotz, einer grossen Kiste ähnlich, der von 2 Mann hin oder her auf dem Verdeck geschoben wird, je nachdem sich das Schiff auf die rechte oder linke Seite des Rheins wenden oder eine stärkere oder schwächere Schwenkung machen muss.» «In dem Passagierzimmer ist die Decke schön mit mythologischen Gegenständen bemalt, und 2 grosse Spiegel in Lebensgrösse, in Gold eingefasst, wo-

von der eine eine Thüre bildet, befinden sich in demselben. . . . Zu meinem grössten Vergnügen machte ich auf dem Schiff Bekanntschaft mit Hrn. Näf von Winterthur, einem Abnehmer meiner Chronik, der mit seiner Frau und dem Hrn. Fürsprech Surber ebenfalls eine Rhein-Reise beabsichtigte¹²; auch traf ich auf dem Schiff den Hrn. Ries, israelitischen Handelsmann, wohnhaft in Zürich, an.»

Bald aber wird die etwas eintönige Fahrt durch dramatische Vorgänge belebt. «Schon einmal, während ich in der Kajüte des Schiffes sass, drohte dem letztern das Auffahren auf eine Kiesbank oder mit andren Worten: es hatte nicht mehr genug Grund. Dieses gab sich beym Wegfahren über den Kies durch ein starkes Gerassel kund, welches mich nicht wenig in Schrecken setzte; man belehrte mich aber bald, dass dieses sehr häufig geschehe und nichts weiter zu bedeuten habe. Einige Zeit nachher wiederholte sich das Nämliche mit noch stärkerem Geräusch, und ungefähr um 10 Uhr zum 3ten mal mit gewaltig verstärktem Ton, so dass man glauben konnte, als ob irgend etwas am Schiff geborsten sey. Diessmal galt es Ernst; das Schiff stand still, indem es so stark auf eine Kiesbank aufgefahren war, dass man zu Fuss hätte um den Rand des Schiffes herumgehen können. Alles eilte auf das Verdeck, und Angst und Schrecken bemächtigte sich mancher und so auch meiner Person; denn es war gerade in einer Gegend . . . , wo der Rhein mehrere Arme bildet und auf beyden Seiten kein Dorf in der Nähe ist, wohin man, im Fall man hätte ausschiffen müssen, hätte gelangen können. Nun wurde auf Anordnung des Capitäns allen Passagieren ohne Ausnahme befohlen, sich auf dem hintersten Theil des Schiffes zusammenzudrängen, in der Hoffnung, daß das Wasser dann den vordern erleichterten Theil wegheben möchte. Als dieses umsonst war, hiess man alle Passagiere sich auf den vordersten Theil des Schiffes begeben, um zu versuchen, ob sich der hintere Theil losmache; aber auch dieser und noch einige wechselnde Versuche der Art blieben umsonst. Dieses verursachte bey vielen Passagieren steigende Unruhe, denn mehrere, welche die Fahrt auf dem Oberrhein schon gemacht hatten, äusserten sich, es sey schon begegnet, dass man 3–4 Stunden habe warten müssen, bis das Schiff wieder flott geworden, und am Ende könnte es wirklich zum Ausschiffen kommen. Man drang in den Capitain, sich zu erklären,

¹² «J. Näf, Kaufmann in Winterthur» figuriert in dem Verzeichnis der Subscribenten, das Vogels «Memorabilia Tigurina» von 1841 vorangestellt ist.

was er meine. Er blieb aber gelassen, indem er sagte, er werde alles versuchen; wenn es aber nichts helfe, so müsse man sich darein fügen. Eines der kleineren Dampfschiffe fuhr während dieser Zeit des Festhaltens in der Nähe durch einen Seitenarm des Rheins und bemerkte nur zu wohl unsere Noth; aber das Schiff dachte nicht daran, uns zu Hülfe zu kommen und das unsrige ans Schlepptau zu nehmen – Brotneid! Endlich befahl der Capitain, die grossen Stangen, welche zu beyden Seiten des Schiffs auf den Erhöhungen sich befinden, zu gebrauchen. Mit der einen wurde nun auf der einen Seite des Schiffs fest angespornt, und siehe: es rutschte ab dem Kies hinab ins Fahrwasser, kam aber dadurch eine geraume Zeit in eine sehr schwankende Stellung. Genug, alles war wohl zu Muthe und dankte Gott, dass wir so leichten Kaufs hinweggekommen seyen; denn wir hatten nicht mehr als 35 Minuten eingebüsst.»

Die glücklich Erretteten langen um Mittag in Strassburg an, wo man jedoch kaum mehr als 10 Minuten anhält. Eine reichlich besetzte Tafel verkürzt die Weiterfahrt, bis man sich Speyer nähert und am Ufer eine Zollstation sichtbar wird. «Von da her kam ein Commissair mit einigen Douaniers in einem Nachen auf das Dampfschiff zugefahren. Dieses hielt an, und nun begann gerade in einem Moment, als wieder heftiger Regen sich vom Himmel ergoss, die Visitation der im Schiff befindlichen Effekten, um nachzusehen, ob sich keine im Gebiet des Zollvereines verbotene Waren auf demselben befinden. Die Passagiere mussten, gerne oder ungerne, auf das Verdeck kommen, wo Musterung gehalten, d. h. einer nach dem andern aufgefordert wurde, seine Kiste, Koffer, Reisesack oder was er besass zu öffnen und vorzuweisen, was sich darin befand, wobey es ein buntes Durcheinander oder vielmehr ein förmliches Gewühl gab. Ich blieb sonderbarer Weise von dem Aufruf verschont. Unter stillen oder lautern Verwünschungen der Visitation und des Zollvereines von Seite der Passagiere verliess endlich nach wohl einer halben Stunde Versäumniss der Commissair das Schiff und es wurde wieder flott.»

Mannheim erreicht man erst nach Einbruch der Dämmerung, nachdem zwei Laternen – «eine mit dem gewöhnlichen Feuer und eine mit einem herrlichen rosenroten Schimmer» – angezündet und auf der Höhe des Dampfrohres befestigt worden sind. Leider fehlt das Blatt, auf dem Vogel überlieferte, wo er hier Unterkunft fand. Nur soviel erfahren wir, dass er, nach einem Spaziergang in den Gasthof zurückgekehrt, «in dem grossen, schön erleuchteten Speisesaal zu Nacht gespiesen und zwar, was für den Reisenden höchst angenehm

ist, nach der Charte, d. h. jeder bestellt sich, viel oder wenig, von dem, was ihm beliebt. So z. B. beschränkte ich mich auf Suppe, eine Portion Coteletten und Kartoffeln nebst einer halben Flasche Wein und damit Punkt um. Wie froh war man diessmal über den Schlaf, der so lange entbehrt worden! »

2. Tag: *Von Mannheim nach Coblenz*

Vogel erwacht mit Kopfweg, wird indes durch besseres Wetter einigermassen über diese Beschwerlichkeit hinweggetröstet. Für 2 Gulden und 20 Schilling löst er ein Billet 2. Klasse nach Mainz und besteigt damit das kölnische Dampfschiff «Leopold», dessen Ausmasse und Ausstattung seine Bewunderung erregen. Auch die vorüberziehenden Ufer gewähren nun reizvollere Ansichten; sie «fesselten mich immer auf dem Verdeck und liessen mich nie in das Innere des Schiffs gelangen, als wenn das Bedürfniss dazu zwang, wobey ich dann mit Verwundern bemerkte, dass selbst der Abtritt auf das bequemlichste mit allen möglichen Bedürfnissen (Papier, sogar ein Handtuch etc.) versehen ist, und in dem Rohr desselben befindet sich eine Falle mit einem Drücker, den man nur berühren darf, und die Unreinigkeit fällt sogleich in den Rhein.»

Gegen 10 Uhr legt nach vierstündiger Fahrt der «Leopold» in Mainz an. Vogel entschliesst sich, auf eine genauere Besichtigung dieser Stadt einstweilen zu verzichten und statt dessen die prächtige Witterung zur Weiterreise zu nützen. «Also eilte ich schnell in das Bureau, fragte, was die Fahrt von Mainz nach Cöln und rückwärts kosten würde, und als ich den äusserst billigen Preis von 11 fl. erfuhr, besann ich mich keinen Augenblick, abonnierte und erhielt ein gelbes Billet, gültig für ein Jahr und mit Vergünstigung, nach Belieben an jedem Landungsplatz aussteigen und mich da aufhalten zu können.»

Nach kaum halbständigem Aufenthalt wird Mainz wieder verlassen, und es beginnt jener Abschnitt der Rheinfahrt, der schon dazumal den Touristen als der sehenswerteste und genussreichste galt. Dieser Tatsache wohl bewusst, setzt sich Vogel «an einen vorteilhaften Ort auf dem Schiffe, nahm des Panorama von Delkeskamp und das Handbuch von Schreiber und gedachte da jeden interessanten Punkt nachzuschlagen und das Merkwürdigste darüber zu lesen. Aber dieser Punkte gab es rasch nach einander auf beyden Seiten des Rheins so

viele, dass ich mich bald davon überzeuete, hier müssen Panorama und Buch beseitigt werden und einstweilen das Auge allein machen.»¹³ Selbst die Mittagstafel wird verschmäht: «Das Nämliche thaten auch meine mitreisenden Landsleute, und man begnügte sich um die Mittagszeit mit einer schwarzen Tasse Kaffee.» Und nun nahte der höchste der romantischen Eindrücke: «Unter Wesel wird die Gegend wild und schauerlich, das Thal verengt sich mehr und mehr, die Ufer sind ohne Anbau, ohne menschliche Wohnungen, rechts und links steigen zwey kahle Felsenwände aus den düstern Fluthen und breiten ihre Schatten über den Strom. Ein wunderbarer Fels von Schiefer schiebt sich jetzt dem Schiffer gleichsam in den Weg, es ist der Lurley, aus dem ein seltsames Echo ertönt. Sowie unser Dampfschiff in die Nähe dieses Felsens kam, feuerte ein Mann, der sich in einer Höhle aufhält, einen Flintenschuss ab, der jenseits dröhnend widerhallte, und alsdann blies er ein Stücklein auf einem Waldhorn, was sich sehr schön ausnahm. Sonst muss ich gestehen, ist dieser berühmte Fels gegen unsern Schweizerbergen ein Knabe und machte daher auf mich auch nicht den erwarteten Eindruck.»

Um halb vier Uhr verlässt Vogel in Koblenz das Schiff und findet Unterkunft im Hotel «Aux trois Suisses». Hitze, Zugluft und die Fülle des Geschauten haben ihm so zugesetzt, dass er trotz des übersprungenen Mittagessens keinen Appetit verspürt und froh ist, «als mir Frau Näf einen Löffel mit Lebens-Essenz im Wasser vermischt darreichte, der sogleich die Lebensgeister wieder aufweckte.» So gestärkt, macht er sich nach kurzer Rast auf und besichtigt mit Erlaubnis des preussischen Kommandanten die Festung Ehrenbreitstein, um dann, unersättlich, auch noch zur Mosel zu spazieren. Diese freilich erscheint ihm «bey weitem nicht so schön als der Rhein, denn ihr Lauf ist schleichend, ihr Wasser etwas trübe und schlammicht, die Ufer sind keineswegs lieblich, und das Gewässer verbreitet nicht den besten Geruch.» Erst die Dämmerung treibt den müden Reisenden zum Gasthof zurück, «wo mich wieder eine Art Schwindel überfiel, in Folge dessen ich nichts zu Nacht spies, sondern nach einem Fussbad mich ins Bett verfügte, wo ich ordentlich schlief.»

¹³ Die sehr ausführlichen Beschreibungen überschlagen wir hier und auch bei späteren Gelegenheiten, da sie grösstenteils dem erwähnten Handbuche von Schreiber entnommen sein dürften.

3. Tag: Von Coblenz nach Ems

«Mit ziemlich erleichtertem Kopfe» erwacht, beobachtet Vogel am nächsten Morgen während einiger Zeit exerzierende Soldaten, wie ihn denn militärische Veranstaltungen stets anziehen. Hierauf verfügt er sich in den Justizpalast, um der Verhandlung gegen einen ungetreuen Steuereinnehmer und seinen Gehilfen – einen Mann «in den besten Lebensjahren, schön gekleidet (Frack, gelbe Weste), mit Brille, dem Aussehen nach ein ganz raffinirter Weltmensch» – zu folgen. Doch zieht die Sache sich dermassen in die Länge, dass Vogel das Ende nicht abwarten mag. Eine gemietete Kutsche bringt ihn zur Mittagszeit nach Bad Ems, und gegen Abend wird zunächst das Conversationshaus besucht. Bewunderung erregt namentlich «der im Erdgeschoss desselben befindliche grosse Saal, so geräumig wie eine Kirche, auf das herrlichste mit Fresco-Malerey und den kostbarsten Meubeln ausgestattet, in welchem man ganz ungehindert eintreten und sich da auf einem Canapee gemächlich niederlassen konnte, ohne von irgend jemandem gefragt zu werden, was man wolle. Nachdem wir uns an der Herrlichkeit des Saales satt gesehen, verfügten wir uns in das Nebenzimmer, wo 2 der berühmtesten Spielbanken aufgeschlagen waren». Voll tiefster Missbilligung betritt der tugendsame und ökonomische Zürcher diese Stätte des Leichtsinns, und er verlässt sie umso lieber, als nun auf der Kurpromenade die sich ergehende grosse Welt ihm ein noch lohnenderes Schauspiel bietet.

«Bald erschienen nun unter der immer grösser werdenden Zahl der Spazierenden die hohen Häupter, zuerst der König von Hannover, ein gross gewachsener, ganz alter, aber noch völlig aufrechter Mann mit weissen Haaren, weissem Backenbart, einem tüchtigen weissen Schnauz und kleinen, tief liegenden Augen.¹⁴ Er war begleitet von einem seiner Stiefsöhne, einem grossen Bengel mit stark ausgeprägten, d. h. grobe Sinnlichkeit verrathenden rothen Gesichte, ebenfalls ganz schwarz gekleidet, und von dem berüchtigten Minister Schele.¹⁵ Aller Augen wandte sich auf diese Gruppe, die wenigsten mit Ehrerbietung, ein grosser Theil mit sichtbarer Verabscheuung des Man-

¹⁴ König Ernst August, der 1837 die gegen seinen Verfassungsbruch protestierenden «Göttinger Sieben» ihrer Ämter enthoben hatte.

¹⁵ Georg Frhr. v. Schele (1771–1844) war beim Staatsstreiche von 1837 und seither der wichtigste Helfer des Monarchen.

nes wegen seiner Regierungs-Maximen, einige und darunter natürlich wir Schweizer alle (wir hatten auf dem Spatziergang einen Hrn. Schläpfer aus dem Kant. Appenzell, den Hrn. Greutert, Besitzer der Fabrik zu Islikon, und den Hrn. Wilhelm Corrodi, Maler aus Zürich¹⁶, die als Kurgäste hier weilten, angetroffen und sie hatten sich an uns angeschlossen) mit Verachtung. Weit erfreulicher war der Anblick der jungen Königin von Griechenland, welche in ganz gewöhnlichem Costüm mit ihrer Mutter und einer Kammerjungfer in griechischer Nationaltracht hin und her lustwandelte.¹⁷ . . . Auch wir Schweizer liessen uns hinreissen, diesen hohen Personen nachzugehen. Sonderbar, wird man sagen, was bekümmern sich Schweizer um fürstliche Häupter? Hierauf die bescheidene Antwort: Ach, von solchen Häuptern hängt oft das Wohl oder Weh ganzer Länder oder Völker ab, es lohnt sich also schon der Mühe, sich ihre Züge einzuprägen, denn eben diese Züge verrathen nur zu oft die Gesinnungen!»

Die etwas gewundene Rechtfertigung überzeugt nicht völlig, und indem Vogel nun nochmals den Spielsaal aufsucht, verrät er deutlich, dass auch diese wortreich verurteilte Einrichtung eine sonderbare Faszination auf ihn übt. «Man erzählt sich schreckliche Dinge von den Folgen dieser Spielerey. Schon Mancher ging hin, verlor in einem Abend ungeheure Summen und eilte dann, sich zu entleiben . . . Wahrhaftig, der Gewinnst, den der Nassauische Staat aus dieser Verpachtung zieht, ist ein schlechter, denn er ist mit mannigfaltiger moralischer Verderbnis verbunden. Man muss die Regierung von Aargau hoch loben, dass sie vor einigen Jahren das Anerbieten der nämlichen Pariser Unternehmer wegen Errichtung einer Spielbank in Baden als verderblich von der Hand wies.»¹⁸

In froher Laune verzehrt Vogel sein Nachtmahl und legt sich im «Braunschweiger Hof» ins weiche Bett.

¹⁶ Es dürfte sich eher um Salomon Corrodi (1810–1892) handeln.

¹⁷ Amalie von Oldenburg (1818–1875), seit 1836 Gattin König Ottos von Griechenland.

¹⁸ «1834 wollte der Pariser Bankier Lafitte eine Pharaobank . . . errichten und das hierfür von ihm zu erstellende Gebäude der Stadt unentgeltlich überlassen. Der Gemeinderat hätte dem Plane zugestimmt, doch verweigerte die aargauische Regierung die Erlaubnis.» (Otto Mittler, Geschichte der Stadt Baden, Bd. 2, Aarau 1965, S. 319).

4. Tag: Von Ems nach Cöln

Eine vollgepfropfte Diligence führt ihn am andern Morgen nach Koblenz zurück, wo leider der im Gasthaus stehengebliebene Schirm nicht mehr auffindbar ist. Noch bleibt eine gute Stunde bis zur Abfahrt des Schiffes; der Reisende nutzt sie zu einem Rundgang und freut sich, eine Gruppe von Artilleristen bei einer Inspektion anzutreffen: «meist ziemlich kräftige junge Leuthe, aber denn doch nicht so, wie wir unter unserer Zürcher Artillerie besitzen.»

Der «John Cokeril», das grösste und beste Dampfschiff der Kölner Gesellschaft, trägt ihn zur Mittagszeit weiter rheinabwärts. In Bonn notiert er: «Die ein- und aussteigenden Passagiere waren hier meistens Studenten und Professoren, letztere an der gelehrten Miene kenntlich, mit der sie sich in der Kajüte des Schiffes hinter den Journalen und Zeitungen gütlich gethan hatten.» Kurz vor 17 Uhr wird Köln erreicht, wo Vogel im «Holländischen Hof» absteigt. Sein im 6. Stockwerk eines neuerbauten Flügels liegendes, noch kaum recht fertiges und nach frischer Farbe riechendes Zimmer entschädigt ihn immerhin durch eine prächtige Aussicht über den Rhein gegen Deutz. Durchaus ungünstig fällt dagegen der erste Eindruck auf einem Gang durch die Stadt aus: enge, koterfüllte und stinkende Gassen ohne Kanalisation erregen sein Missfallen, und aus einigen entweicht er schleunigst, «indem ich befürchtete, es könnten etwa noch gewisse Ingredienzen aus den Fenstern geschüttet werden.» Der Dom erhält zwar das Prädikat «herrlich»; doch stören «in schlechtem Styl erbaute alte Häuser», die ihn «ganz masquieren», und «der schreckliche Verfall des Baues», auf dessen kostbarer Steinhauerarbeit «nicht nur Moos und Unkraut, sondern sogar Gesträuch, ja ganze Bäume wachsen und wuchern». Ein Glück, dass Restaurierung und Vollendung des ungeheuren Bauwerks nächstens in Angriff genommen werden sollen!

5. Tag: Aufenthalt in Köln

Am Vorabend hat Vogel im Dome einen gewissen Christian Müller angetroffen, seiner Profession eigentlich ein Bierbrauer, der nun aber als Fremdenführer sein Brot verdient. Ihm vertraut er sich an und besichtigt neben andern Kirchen nochmals den Dom, wo eben in einer Seitenkapelle die Messe gelesen wird. «Im Vordergrund ver-

richteten einige Priester, mit den gewöhnlichen kostbaren Kleidern angethan, unter ihnen der alte Müller, provisorischer Erzbischof von Cöln, das heilige Amt unter Wolken von Weihrauch.¹⁹ Im Hintergrund spielte nicht nur eine vortreffliche Orgel herrliche Compositionen, sondern ein auserlesener Kreis von Sängern und Sängerinnen und Virtuosen begleitete die Töne mit einem ausnehmend schönen Gesang, der sich in Solostimmen und vortrefflichem Chor hören liess. Ich wurde dadurch bis in das Innerste gerührt und wünschte nur, es möchten doch nur viele meiner Mitbürger, die so gleichgültig über religiöse Dinge hinweggehen, hier seyn, um von den wundervollen Tönen ergriffen zu werden.»

Das Mittagessen wird in einem billigen Speisehaus eingenommen. Das schwarze, säuerliche Brot – der Pumpnickel – behagt dem Zürcher wenig, und er vermisst auch kaltes Wasser, dessen Mangel sich daraus erklärt, dass es in diesem flachen Lande nur Sodbrunnen gibt. Ein Besuch in der Wohnung seines Führers gibt Anlass zu Betrachtungen über die eingeschränkte Wohnweise der meisten Bewohner von Köln, deren Zahl seit dem letzten Jahrhundert von 45 000 auf 75 000 gewachsen ist. Müllers Frau arbeitet als Schneiderin. «Diese Leute, welche den Kölner Dialekt übrigens nicht so eigentümlich sprachen, als ich viele andere hörte, verstanden mich in meinem Schweizer- oder vielmehr Bücher-Deutsch weitaus besser als ich sie, und so ging es heute überall, wo ich hinkam: man erkannte mich beynahe allenthalben sogleich als Schweizer.» Vogel eilt nun zum Bahnhof; denn erst vor wenigen Tagen ist eine Eisenbahn nach Aachen vollendet worden. «Zu meinem grössten Aerger vernahm ich aber, dass die Eröffnung der Bahn noch nicht stattgefunden, dass zwar schon einige Probefahrten vorgenommen worden, heute aber der Bahnhof gänzlich verschlossen sey. Da sah ich mich denn des Vergnügens beraubt, die alte Kaiserstadt Aachen zu besuchen, vielleicht gar nach Belgien hineinzujucken, und ich musste mich darauf beschränken, durch die Vergitterung den Bahnhof zu beschauen . . .

¹⁹ Nach der «Hierarchia catholica» (vol. 7, 1800–1846, edd. Remigius Ritzler et Pirminius Sefrin, Patavii 1968, p. 156) fungierte ab 24. 9. 1841 Bischof Joh. Geissel von Speier als Coadjutor des Kölner Erzbischofs Clemens August von Droste zu Vischering. Aber weder er noch Johann Georg Müller, Titularbischof von Thaumacus, der damals in der Erzdiözese Trier wirkte, (ibid. p. 364), verdienten 1841 das Epitheton «alt».

Auch das schien man nicht gerne zu gestatten, da die Sache zur Zeit noch als eine Art Geheimniss betrachtet wurde.»

Abermals sucht Vogel verschiedene Kirchen auf und singt gar in einigen voller Ergriffenheit den Chorus der Messe mit. An den weltlichen Gebäuden fällt ihm auf, dass wenig Holzwerk verwendet wird und gar keine Hafnerarbeit zu sehen ist, dagegen manche Eisenkonstruktionen. «Nun bleibt mir noch übrig, auch etwas von den Menschen zu sagen. Dieses Capitel ist natürlich immer das schwerste, oder auch das leichteste, denn die Leute sind wie an anderen Orten, d. h. es gibt grosse und kleine, schöne und wüste, gute und schlechte, wie überall. Die älteren Leute tragen hier noch so ziemliches Gepräge der geistlichen Herrschaft, unter der sie einst standen; die Männer im mittleren Alter erinnern sich noch gegen der Zeit der französischen Herrschaft und Napoleons, welcher der Stadt Cöln sehr gewogen war; ich weiss nicht, es scheint mir, hier habe die preussische Herrschaft noch keine tiefen Wurzeln geschlagen, das jüngere Geschlecht mag besser deutsch gesinnet seyn. Bedeutende Schwatzhaftigkeit scheint hier beynahe allen eigen zu seyn, und hierin sind die Cölner gewiss eher Franzosen als Deutsche. Die vormalige Faullenzerey hat einer lebendigen Rührigkeit und Thätigkeit Platz gemacht, was die vermehrte Bevölkerung zeigt. Ausser der Fabrikation des Cölnischen Wassers (Eau de Cologne), womit sich 20 Fabriken beschäftigen, gibt es 20–30 Taback-Fabriken.» An der äusseren Erscheinung der Leute findet Vogel nichts Auffälliges, ausser dass die Wollhüte noch stärker als in Zürich im Gebrauch seien. Die weibliche Tracht scheint ihm Relikte der alten spanischen Kleidung zu verraten, «die vor Jahrhunderten hier wie anderswo allgemein war und gewiss eben so gut oder besser kleidete als die moderne französische. Aber dem Reiz dieser letztern kann man wie es scheint nirgends widerstehen.»

Spät abends wird noch eine Wirtschaft aufgesucht, «die gedrängt voll des gemeinern Volkes war. Wir machten uns daher hinter das Haus in ein Höfli, wo ein Tisch stand, wohin auch zwei preussische Unteroffiziere kamen, auf das reinlichste herausgeputzt, namentlich das Haar in guter Ordnung, worin die Preussen Meister sind. Es liess sich mit diesen Leuten reden wie mit unser einem, sie waren zwar ziemlich stolz auf sich selbst, hatten aber ordentliche Bildung. Als es in der Kneipe etwas laut herging und es schien, als ob die Leute sich in die Haare gereichen würden, äusserte einer: ‚Ich kenne das verfluchte Pack schon, das sind Leute der gemeinsten Art, welche die Woche durch nichts zu fressen haben und dann am Sonntag wie die

Schweine thun. Sie sollen aber nur etwas anfangen, wir werden ihnen bald zeigen, wo es n'aus geht.' Adieu, ihr wackern Herren Unteroffiziere, die ihr, wie es scheint, eine sittliche Strenge über euch selbst und eure Untergebenen ausübt! »

Und noch ein erfreulicher Eindruck anderer Art bietet sich auf dem Heimweg. «Am Abend dieses Tages wurde nämlich die Gasbeleuchtung zum ersten Mal in der Stadt angewendet. Ein Mann mit einer Laterne und ein anderer mit einer Leiter gingen überall umher und zündeten die Gasflammen in den neumodischen Laternen, welche an allen Strassenecken und auch an vielen Häusern angebracht sind, an und in wenigen Minuten verbreitete sich selbst in den dunkelsten Strassen ein gelblichtes Licht, heller als der Tag, das mit dem Lichte der vielen herrlichen Kaufläden und Magazine einen grossartigen Effekt machte. Dichte Scharen von Menschen wanderten durch die Strassen, um das neue Licht zu bewundern. (. . .) Ein Privathaus sollte aus eigenem Antrieb ganz mit Gas illuminirt werden. Es dauerte der vor dem Haus versammelten Menschenmasse zu lange, bis das Anzünden statt fand, und da erhob sich denn namentlich von Seite der grossen Zahl Buben ein eigentlich wildes und tumultuarisches Geschrey, gleichsam als ob sie rufen wollten: Wenn ihr nicht bald anzündet, so werfen wir euch die Fenster ein! »

6. Tag: Von Köln nach Neuwied

Bei Regenwetter beginnt am Montag, 9. August, um 7 Uhr die Rückreise mit dem Dampfer «Leopold», den Vogel nach drei Stunden in Bonn verlässt. Er besichtigt hier die Universität und findet die Aula «nicht grösser als die unsrige», aber schön ausgemalt. Unter den 6–700 Studierenden, so erzählt der Ober-Pedell, befänden sich gegenwärtig auch drei engere Landsleute des Besuchers, nämlich die beiden Zürcher Hess und Oeri sowie Stadtmann aus Grüningen²⁰. Sie zu sehen und zu sprechen bleibt jedoch keine Zeit; denn nach dem Mittagessen bringt der «Kronprinz von Preussen» unsern Reisenden

²⁰ Es waren die Theologen Johann Jakob Hess (1813–1876, später Pfarrer in Herrliberg und Diakon am Grossmünster) und Johann Jakob Oeri (1817–1897, der Schwager Jacob Burckhardts; vgl. Zch. Taschenbuch 1969, S.118) sowie der Jurist Hermann Stadtmann (1818–1864, als Kantons- und Nationalrat nachmals eine Stütze von Alfred Eschers «System»).

weiter rheinaufwärts. Abends nimmt er im «Wilden Mann» zu Neuwied Quartier und geht früh zu Bette, «wurde aber in der Nacht höchst unangenehm durch plötzlich eintretende Diarrhoe am Schlaf gestört und 2 Mal genöthigt, den s.v. Abtritt zu suchen, wobey mir der Mondschein sehr wohl zu statten kam.»

7. Tag : Von Neuwied nach Mainz

Das leidige Übel dauert noch am folgenden Morgen an, so dass Vogel statt des gewohnten Kaffees Tee trinkt und endlich, da auch das nicht helfen will, möglichste Enthaltsamkeit beschliesst. Die reichen Sammlungen, welche der Naturforscher Prinz Maximilian von Neuwied aus Brasilien und Nordamerika nach Hause gebracht, fesseln seine Aufmerksamkeit und ebenso die Kolonie der Herrnhuter Brüdergemeinde. Obwohl «ein erklärter Feind aller Sekten», gibt Vogel einen ausführlichen Bericht über diese Anstalt und erwirbt dort gar als Souvenir für seine Frau einen schönen Geldbeutel, für sich einen «Hosenträger».

Doch schon pfeift der «John Cockrill» zur Weiterfahrt. In Koblenz wird nur ganz kurz angehalten; die Zeit reicht nicht einmal für eine nochmalige Erkundigung nach dem vergessenen Schirm. Dafür findet Vogel wieder einmal einen zürcherischen Reisegefährten, freilich einen recht sonderbaren: «den Kupferstecher Rordorf, gewesenen Oberstlieutenant und Ober-Instruktor in Basel-Landschaft, der, wie er mir sagte, gegenwärtig zu Marienberg bey Boppard sich aufhält und dort wieder seinen ursprünglichen Beruf treibt. Ich trank eine Bouteille Wein mit ihm, und er erzählte mir sein unglückliches Schicksal und seine Entfernung von Liestal, veranlasst durch eine betrügerische Handlung und wie er meinte gewisse Intriguen gegen ihn. Etwas seltsam klang es, aus dem Munde dieses Mannes Klagen und Verwünschungen über Basel-Landschaft und dagegen die besten Wünsche für Zürich zu hören!»²¹

Berechtigte Besorgnis erregt den Passagieren das gefährliche Manövrieren des eigenen Schiffes und desjenigen einer Düsseldorfer

²¹ Der 1800 geborene Conrad Caspar Rordorf fiel 1847 bei der Erstürmung von Mexiko; vgl. HBLB Bd. 5, S. 697 Nr. 25. Über seinen ebenso abenteuerlichen Vater, den Präparator Hans Caspar Rordorf (1773–1843), hat Albert Lutz im Zch. Taschenbuch 1966 (S. 77 ff.) gehandelt.

Gesellschaft, die einander an Geschwindigkeit zu überbieten suchen. Wirklich kommt es zu einem Zusammenstoss, der zwar harmlos abläuft, «aber nicht ohne dass Viele wünschten, es möchte dem Unwesen des Wetteifers der Schiffe bey ihren Fahrten, welches schon viel Unglück herbeygeführt, von oben herab gesteuert werden.»

Um halb Vier wird St. Goar passiert, und kurz darauf erfolgt die übliche Darbietung: «Auch jetzt wieder wurde bey der Fahrt längs dem Lurleyfelsen von dem dazu bestimmten Mann geschossen und zwar drei Schüsse und ein Stücklein auf einem Hörnchen geblasen.» – Auf den Rat eines Mitreisenden verfügt sich Vogel nach der Ankunft in Mainz in den Gasthof zum Landsberg.

8. Tag : Ausflug nach Biberich und Wiesbaden

Feueralarm reisst ihn vor Tau und Tag aus dem Schlummer. In der Nachbarschaft ist ein dreistöckiges Haus in Brand geraten. «Aber welch ein mächtiger Unterschied zwischen Mainz und Zürich in den Löschanstalten, in dem Benehmen der Leute. Schon brannte es vielleicht eine Stunde, und noch waren erst einige wenige Feuerspritzen da, die sich willkürlich, ohne bestimmtes Ober-Commando postirten und agirten. Welch ein wildes Geschrey bey der Benutzung der Spritzen, jeder wollte commandiren. Auf dem Vorplatz stand zwar eine grosse Menge gaffenden Volkes, aber mit welch verschiedenartigen Gefühlen! Einige wenige erschienen teilnehmend und bejammerten das Schicksal der Betroffenen, viele andere staunten nur die Flamme an, es gab sogar welche, die sich über das Drängen der Gensdarmen lustig machten. Und das Flöchnen! Kein bestimmtes Corps! Allerley Leute trugen die Mobilien aus den Häusern und legten solche auf der Strasse an einen Haufen, wo sie dann allerdings von einigen Gensdarmen bewacht wurden. Zu den Feuerkübeln mussten die Leute theilweise gezwungen werden, denn jeder suchte dieser Verpflichtung auszuweichen. (. . .) Es kamen nun zwar noch mehrere Spritzen, am Ende auch eine oestreichische, welche letztere bey der Gelassenheit und Ruhe, mit der sie bedient wurde, mehr leistete als alle andern.» Auf der Brandstätte findet sich endlich die ganze Garnison der Bundesfestung samt dem österreichischen Commando ein. «Diese Herren standen aber ganz kaltblütig da, ohne sich weiter in die Sache zu mischen, und viel mehr interessierten sich einige preus-

sische Stabsoffiziere, welche sich ebenfalls auf dem Platze befanden. Ich blieb da, bis das Gebäude ganz abgebrannt war, und verfügte mich dann circa halb 6 Uhr in den Gasthof zurück.»

Bei einer kurzen Stadtbesichtigung fasst Vogel hauptsächlich das Militär ins Auge und konstatiert u. a., dass die martialischen Schnäuze und Bärte der Preussen bei den Österreichern verpönt sind: «glatt geschorne Köpfe scheinen bey ihnen verlangt zu werden.»

Nun aber zieht es ihn mächtig über die Rheinbrücke, zum Bureau der Eisenbahn in Kastel (Castell). «Hier waren mehrere Diener der Bahn aufgestellt, sonderbarer Weise ganz wie Portiers gekleidet, eine Art ältere Uniform, kurze Hosen, dreyeckigte bordirte Hüte. Auch die Schreiber und, wie ich später sah, auch alle übrigen Angestellten haben eine Art militairischer Kleidung, dunkelblaue Überröcke mit hellblauen Aufschlägen, Käppchen mit einer Art messingener Verzierung. Ich erklärte bey dem Bureau, dass ich eine Karte nach dem 2 Stunden entfernten Biberich für den 3ten Platz wünschte, und erhielt schnell eine solche zu dem ausserordentlich billigen Preis von ca. 5 Schilling. Man kann sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit ich den Bahnhof betrat, um zum ersten Mal in meinem Leben ein Schauspiel zu sehen und mitzumachen, das allmählig die ganze Welt in Bewegung zu setzen scheint und zweifelsohne die gewaltigsten Veränderungen in den menschlichen Einrichtungen hervorrufen wird. Doch ich hatte diesmal nicht Zeit, lange zu staunen, denn auf ein Zeichen mit der Glocke sass man in den Wagen, und nach einem gellenden Pfiff, den das Lokomotiv von sich gab, setzte sich eine Reihe von 10 Wagen, die aneinander befestigt und von denen der unsrige der hinterste war, anfangs langsam in Bewegung; ehe ich mir es aber versah, ging diese in die grösste Schnelligkeit über, und kaum hätte man so viel Zeit gefunden, um 100 zu zählen, so lag schon Mainz mit seinen Thürmen in weiter Ferne, und kaum hatte man wieder Zeit, über die Schnelligkeit zu erstaunen und nur auch einigermaßen sich nach der Gegend umzusehen, so stand unser Wagen plötzlich still, und die vorhergehenden waren nicht mehr zu sehen. Ich erstaunte wie billig über diese sonderbare Massregel; ein Blick seitwärts zeigte mir, dass die andern 9 Wagen schon eine gute Viertelstunde dem unsrigen voraus seyen und in brausender Hast Wiesbaden zueilten. Wir scheinbar Verlassenen wurden von 2 Pferden abgeholt, welche den Wagen in den etwa noch 10 Minuten entfernten Bahnhof in gestrecktem Trabe führten, und wir waren also in Biberich, das Ganze war das Werk von 10 Minuten.»

Zögernd nähert Vogel sich der Residenz des Herzogs von Nassau und wagt es erst, sie zu betreten, als einige reisende Engländer ihm vorangehen. Ein Bedienter übernimmt die Führung und zeigt «mit wichtigen Mienen die Zimmer, wo im vorigen Jahr der Kaiser und die Kaiserin von Russland sich aufgehalten, die Betten, wo sie geschlafen hatten.» Eher enttäuscht, besinnt der Schweizer sich auf seine republikanischen Grundsätze und sucht eine kleine Wirtschaft am Rhein auf, «wo ich mich bey einer Flasche Wein und einigen Kümmelbrödchen eben so wohl seyn liess, als es dem Fürst bey seinen vielen Gerichten seyn kann.» Dann fasziniert ihn aufs neue das Erlebnis einer Bahnfahrt mit allem noch so ungewöhnten Drum und Dran:

«Als die Zeit sich näherte, wo der Bahnzug wieder ankommen sollte, begab ich mich in den Bahnhof zurück, löste für 14 Kreuzer eine Karte auf den 2ten Platz nach Wiesbaden und hatte noch so viel Zeit, um den Bahnhof und die Bahn selbst genau ins Auge fassen zu können, was ich später bey andern Bahnhöfen wegen zu starkem Andrang nicht konnte. Der Bahnhof zu Biberich, welcher mit einem Lattenhag eingezäunt ist, besteht aus 4 Gebäuden, die sämmtlich neu, aber ganz leicht von Holz erbaut sind, nämlich 1) ein Gebäude mit Bureau und Salon für die Reisenden, auch mit Cabinet d'Aisance (Abtritt), 2) ein gemauertes Gebäude mit Pferdestall, 3) Schopf oder Halle auf 23 Stüden²² ruhend, unter welchem die Wagen stehen, 4) kleines Wächterhäuschen. Die Wagen sind 18 Schuh lang, 9 Schuh breit, oberhalb den Rädern 6 Schuh hoch. In dem Wagen No. 3 gibt es 12, in dem Wagen No. 2 12 Plätze, in dem Wagen No. 4 ebenso. Die Bänke für den ersten Platz sind ganz gepolstert, die für den zweyten einfach mit Leder ausgeschlagen, die für die letzte Classe ohne Überzug. Die eisernen Räder der Wagen sind 4 Zoll breit, die Bahnbreite, d. h. der Raum zwischen beyden Schienen oder beyden Rädern beträgt 6 Fuss Schweizermass, die Schienen selbst haben genau 2 Zoll solches Mass. Doch ich komme später wieder auf die Eisenbahn-Verhältnisse zu sprechen. Nach drei verschiedenen Zeichen mit der Glocke erfolgte eine Viertelstunde vor 10 Uhr die Abfahrt von Biberich, d. h. unser Wagen wurde wieder von 2 Pferden bis auf die Stelle gezogen, wo sich die Seitenbahn mit der Hauptbahn vereinigt, dann

²² Stud = Stützpfiler (Schweiz. Idiotikon Bd. 10, col. 1366).

die Pferde abgeschirrt, und es dauerte nur wenige Sekunden, so kam von Mainz her in schnaufendem Tone der Zug von 9 schwarzen Wagen daher gebräust, an welche der unsrige so schnell, dass man es nicht bemerken konnte, angehängt ward und nun mit diesen in reissender Schnelligkeit vorwärts eilte. Kaum hatte man Zeit zu bemerken, dass das Land sehr gut angebaut sey, und dass das Terrain sich gegen eine etwelche Vertiefung absenke, so stand die Wagenreihe still, und man sah, dass man sich in dem Bahnhof befinde, der denn weit grossartigere Verhältnisse zeigt, als derjenige zu Biberich. Der Schuppen, unter dem eine zweyte Wagenreihe in Bereitschaft stand, ist hier etwa 140 Fuss lang, das Gebäude, in welchem sich die Bureaux und die Salons befinden, ein kleiner Pallast, und es herrschte hier allerdings auch ein anderes Leben, denn die Bahn mochte bey dieser Fahrt 100–200 Personen hieher spedirt haben, und eine grosse Zahl Kurgäste gingen auf und ab.»

Im Kurgarten zu Wiesbaden, wo sich nach 3 Uhr «die Elite der Badewelt bey Musik» versammelt, trifft Vogel unverhofft wieder den Obersten Bürkli, der ihn stracks in die «Vier Jahreszeiten» zu Tische lädt. Nach opulentem Mahl wird der frischgebackene Eisenbahnpassagier von seinem Gastgeber in ein anderes Abenteuer genötigt, das er indessen mit Glanz besteht:

Längs den Alleen, in welchen die beiden spazierten, standen «eine Menge Esel in Bereitschaft, die man zu verschiedenarthigen Ausflügen miethen kann; jedoch gibt es ihrer nicht so viele als in Ems, an welch letzterem Ort die Sättel derselben mit rothen Tüchern bedeckt sind. Hr. Oberst kam auf den Gedanken, zwey solcher Esel zu miethen, damit wir zu der sogenannten Platte, einem etwa 1½ Stund von Wiesbaden entfernten, hoch auf dem Berg liegenden herzoglichen Jagdschloss reiten könnten. Gesagt, gethan, wir sassen auf; ein Treiber mit dem Stock hinten drein, und ritten con amore den Geissberg hinauf. Da die Sache mir total ungewohnt war, so besorgte ich, ich möchte etwa hinabrutschen oder eines der tückischen Thiere möchte mir einen Streich spielen. Es ging aber weit besser, als ich mir denken konnte, und ich merkte bald die Kunst, sich auf dem Tier aufrecht zu erhalten, das freylich dann und wann von dem Treiber mit dem Stock angetrieben werden musste und nicht immer den geraden Weg beobachtete, sich aber wie sein Reiter wacker hielt, so dass ich meinem Hrn. Begleiter, der sich auf das Reiten ganz anders versteht als meine Wenigkeit und der einmal beinahe gestürzt wäre, durchaus nichts schuldig blieb.»

Oben angekommen, besieht man sich das Schloss und trinkt Kaffee, bis es zu regnen beginnt. «Wir setzten uns daher wieder auf unsere guten Langohren und ritten Berg ab.» Da Oberst Bürkli an einem Ball im Kursaal teilzunehmen wünscht, verabschiedet sich Vogel unter Danksagungen, eilt zum Bahnhof und löst ein Billet nach Castell. Nochmals hält er einige Einzelheiten über die Ausstattung der Bahnhofsäle fest: «Es gibt deren zwey, einer für den 1ten und 2ten, der andere für den 3ten Platz. In beyden sind längs den Wänden Bänke angebracht, in der Mitte steht ein Tisch und auf diesem eine Bouteille mit frischem Wasser nebst Gläsern. An den Wänden sind eine Menge Affichen mit Anzeigen über Dampfschiffahrt, Eisenbahnfahrt etc. zum Theil mit Abbildungen versehen aufgehängt, wo man sich während der Zeit, da man warten muss, nicht bloss unterhalten, sondern auch über Mannigfaltiges belehren kann. Alle Augenblicke kamen bey dem Bahnhof Omnibus und Kutschen, angefüllt mit solchen, welche die Fahrt mitmachen wollten, an. Genau um 8 Uhr wurde das Zeichen mit der Glocke zur Abfahrt gegeben, und alles eilte den Wagen zu, um in denselben Platz zu nehmen. Ein durchdringender Pfiff, und der lange Zug setzte sich in Bewegung, anfangs ganz langsam, aber immer schneller. An der Stelle, wo der Bibericher Wagen sich anschliesst, wurde angehalten und zwar diesmal 2–3 Minuten; als dieser Anschluss aber statt gefunden, ging es mit reissender Schnelligkeit Castell zu, wo wir in 10 Minuten ankamen. Hier standen eine Anzahl Omnibus bereit, um die Reisenden in die verschiedenen Gasthöfe nach Mainz zu führen.»

9. Tag: Von Mainz nach Frankfurt

Auch dieser Tag bringt zunächst wieder eine Bahnfahrt, die Gelegenheit zu neuen Beobachtungen bietet. «Der Wagen, in dem ich mich befand, war ungefähr in der Mitte, und ich nahm einen Platz am Rande desselben ein, um auf diese Art, wenn ich mich herausbückte, immer eine Strecke weit voraussehen und alles dasjenige bemerken zu können, was sich längs dem Bahnweg darbietet.» Zwischen Castell und Frankfurt liegen drei Haltestellen. «Eine geraume Zeit, ehe angehalten werden muss, ergeht von dem Lokomotiv aus, das natürlich voran fährt, ein Pfiff, worauf die Fahrt langsamer wird, bis die Wagenreihe an dem benöthigten Ort stille steht. Dann springen die Passagiere, die bey der betreffenden Station aussteigen wollen, rasch

aus den Wagen, andere, die zur Weiterreise bereit sind, steigen ein, und auf einen Pfiff setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Längs der ganzen Bahn sind in gemessener Entfernung zur Bewachung und Beaufsichtigung derselben Wächter aufgestellt, die bewaffnet sind, sich in kleinen Häuschen aufhalten, so oft aber der Bahnzug vorbeieilt, sich vor dem Häuschen militärisch aufstellen und den Arm nach derjenigen Richtung ausstrecken müssen, wohin der Zug fährt. (. . .) Schon haben sich da und dort an dieser Taunusbahn, die doch erst seit ca. 1½ Jahren besteht, leichte Bauten mannigfaltiger Art angesiedelt, namentlich in der Umgebung des Bahnhofs zu Höchst. Der Verkehr auf dieser Bahn soll aber auch äusserst lebhaft und nichts Seltenes seyn, dass an einem Tag, namentlich an schönen Sonntagen, mehrere Tausend dieselbe benutzen. (. . .) Eine Strecke weit ist der Bahnweg zu dessen Schutz auf beiden Seiten eingehaget, an anderen Stellen aber ganz offen, und die Landstrasse durchschneidet an einigen Stellen denselben. Natürlich, dass zu der Zeit, wenn die Bahnzüge in Anmarsch sind, nicht über die Bahn gefahren oder gegangen werden darf. Die Ankunft der Züge gibt sich aber schon in weite Ferne durch einen eigenthümlichen Ton, ähnlich demjenigen in einer Mühle, kund. In den Wagen auf dieser Bahn sitzt man äusserst bequem und verspürt auch nicht die leiseste Erschütterung.» Die Gegend ist fruchtbar. «Es wäre aber bey der ausserordentlichen Schnelligkeit nicht immer möglich, mit dem Auge zu fixieren, was zu beiden Seiten des Bahnweges wächst.»

Das sonst 8 Wegstunden von Castell entfernte Frankfurt wird, Haltezeiten eingerechnet, in 52 Minuten erreicht. Vogel geht zum «Schwanen», trifft aber dort den ihm von Zürich aus empfohlenen Lohnbedienten Schmid nicht an und findet den Gasthof überhaupt zu grossartig. So wendet er sich dem bescheideneren «Landsberg» zu und vertraut sich dort einem Führer namens Grimmer an, der ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigt. Zum neuen, erst halbfertigen Börsengebäude bemerkt Vogel: «Wie bekannt wurden die Plane zu diesem Gebäude in Concurrrenz gesetzt, und unser Landsmann Hr.

²³ Amschel Rothschild (1773–1855) war der älteste Sohn des eigentlichen Gründers des Hauses Rothschild, Meyer Amschels. Wenn die Schweiz, nach Vogels Bemerkung, seines Geldes nicht bedurfte, so haben sich doch in den fünfziger Jahren verschiedene schweizerische Eisenbahn-Unternehmen finanziell auf seinen in Paris etablierten Bruder James (1792–1868) abgestützt; vgl. Klaus Sulzer: Rothschild und die Nordostbahn (Zch. Taschenbuch 1959, S. 136–170).

Architekt F. Stadler erhielt den zweyten Preis.» «In der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr versammeln sich täglich die Kaufleute im Hof der Börse, um ihre Geschäfte abzuthun, und da erscheint dann an gewissen Tagen Rothschild, das Haupt der berühmten Familie, der König der Welt, nämlich der Geldkönig. Diesen zu sehen, sollte ich das Glück geniessen, wenn man das so nennen will. Mein Begleiter wies mir zuerst die kostbare Carosse, die vor dem Hause stand; ein Diener in grünem Rock, dreyeckigem Hut mit einer wallenden grünen Feder und versehen mit schwarzem Bandalier hühthete die Pferde. Mein Führer beschrieb mir das Plätzchen im Börsehof, auf welchem Rothschild zu stehen pflege, und der Mann ging aber dann beyseits, indem es ihm nicht wohl anstehe, sich dicht vor ihn hinzustellen und ihn anzusehen, was mir als Fremder niemand verübeln könne. Richtig sah ich den alten, aber noch rüstigen Mann von mittlerer Grösse mit silberweissen Haaren und rothem Gesicht, eine Brille auf den Augen. Er war ganz modisch gekleidet, trug einen blauen Frack, Chapeau bas. Ebenso sehr als die Physionomie dieses Geldkönigs, den wir Gott sey Dank in der Schweiz noch nicht nöthig gehabt haben²³, interessierte mich die Regsamkeit der zahlreich auf- und abgehenden Kaufleute, welche mit wichtiger Miene ihre Angelegenheiten behandelten.»

Nach einem Besuch der Senkenbergischen Naturaliensammlungen «ging es zu dem Friedhof, dessen Besichtigung mir umso dringender am Herzen lag, als man in meiner Vaterstadt eben damit beschäftigt ist, einen neuen gemeinsamen Friedhof zu erbauen²⁴ und dabey ganz besonders auf denjenigen zu Frankfurt seine Blicke gerichtet hat, der mir von mehreren Seiten her als einer der schönsten vielleicht der ganzen Welt zum Besuche empfohlen wurde.» Eine sonderbare Einrichtung fesselt den Besucher im Leichenhaus: «Da wo die Hände der Leichen sich befinden, ist ein Ring mit kleinen messingenen Schellen angebracht, die an einer seidenen Schnur von der Decke herabhängen, welche Schnüre alle in dem nahen Wärterzimmer zusammenlaufen und dort an einer Glocke einen Ton hervorbringen würden, insofern irgend einer der Leichname sich im mindesten rührte. (. . .) In einem andern anstossenden Zimmer steht ein auf-

²⁴ Der erste Anlauf zur Schaffung eines gemeinsamen Kirchhofes der stadtzürcherischen Kirchgemeinden im Selnau scheiterte im Oktober 1841, und erst 1844/45 wurde der neue Friedhof zu St. Jakob eröffnet (Memorabilia Tigurina 1840–1850, S. 513 und 531).

gerüstetes Bett, und in einem dritten befindet sich eine Badeeinrichtung, um einen allfällig wieder lebendig werdenden sogleich erwärmen und pflegen zu können. Diess ist nun das weltberühmte Leichenhaus, welches auch in unserem Zürich so ausserordentlich viel zu sprechen gibt und dessen Einrichtung man nachzuahmen wünscht. Eine löbliche Sorgfalt, aber wenn ich bedenke, dass z. B. zu Frankfurt seit 1828, der Zeit, wo das Leichenhaus errichtet wurde, bis gegenwärtig, also volle 13 Jahre von den etwa 13 000 Menschen, die nach ihrem Tod kürzere oder längere Zeit in dem Leichenhaus aufbewahrt worden sind, wie mir des bestmöglichten versichert wurde, nicht einer ein Zeichen der Wiederbelebung von sich gegeben hat, so wäre es denn doch bedenklich, so bedeutende Kosten zu haben, während man dem Bedürfnis blosser Leichen-Aufbewahrung durch einfache Todtenkammern, die hinter den Abdankungsgebäuden angebracht werden, abhelfen könnte.»²⁵

Auf dem Gräberfelde selbst fällt der Gegensatz zwischen den kostbaren Grabmälern der Vornehmen und den kunstlosen Kreuzen der einfachen Leute ins Auge und regt Vogel zu tiefsinnigen Betrachtungen an: «Das ist eben die Aristokratie, die sich noch über den Tod hinaus geltend macht, nämlich der klägliche Unterschied zwischen reich und arm, angesehen und verachtet, bekannt und unbekannt . . . Der Freund der Einfachheit wird sich des Gefühls unmöglich erwehren können, dass hier an einem Orth, wo die völlige Gleichheit herrschen sollte (denn der Tod hebt allen Unterschied unter den Menschen auf) Alles überladen sey, ein Republikaner vollends wird es unschicklich finden, dass hier einzelne Familien, die zufällig mehr Reichthum haben als andere und im Leben (oft unverdienter Weise) mehr Ansehen genossen, sich so sichtbar und augenscheinlich vor dem grossen Haufen auszeichnen sollen.»

Nachdenklich kehrt er ins Stadtinnere zurück und durchwandelt die enge und schmutzige Judengasse. An deren Ende «liegt die Synagoge der Altgläubigen, die ausser den schmutzigen Bänken nichts Sehenswerthes darbietet als verschiedene Leuchter und eine Bundes-

²⁵ Über «Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts» hat 1967 Martin Patak eine Zürcher med. Dissertation veröffentlicht. Mehrere unfreiwillig komische Gedichte und Traktate des «schlesischen Schwans» Friederike Kempner (1836–1904) zeigen aber, dass das Thema noch 100 Jahre später durchaus aktuell war (Gerhart Herrmann Mostar: Friederike Kempner, Heidenheim 1953, S. 28 ff.).

lade, alles von Metall. Die Neugläubigen, die weder Testament noch Talmud anerkennen, sondern sich bey ihren gottesdienstlichen Übungen verschiedenartiger neuer Gedichte z. B. von Schiller, Göthe u. s. f. (nur keiner christlichen) bedienen, besuchen diese Synagoge nicht, sondern eine andere, die ich nicht sah.»

Der inhaltsreiche Tag schliesst mit einem Besuche des Theaters, «das natürlich bedeutend grösser ist als unser zürcherisches. Es wurde gespielt die Oper Faust, in welcher gute Dekorationen, namentlich eine herrliche Ansicht des Domes zu Aachen vorkam. Nach frühe beendigter Vorstellung ging ich zufrieden über das heute Gesehene in meinen Gasthof zurück, der auf das hellste von Gas erleuchtet war, und legte mich nach dem Nachtessen höchst zufrieden zur Ruhe.»

11. Tag: Von Frankfurt nach Mainz

Unter Führung des wackeren Grimmer durchstreift Vogel am Vormittag nochmals die Frankfurter Gassen und Plätze, sieht sich pflichtgemäss den Römer, den Dom, das Bethmannsche Museum und die Paulskirche an und entlässt endlich mit grosser Zufriedenheit seinen Führer, «der mit dem bescheidenen Lohn von 1 fl. 20 Schilling herzlich vorlieb nahm.» Und einmal mehr gibt der Reisende seiner «innigen Zufriedenheit» Ausdruck, indem er fast schwelgerisch rekapituliert, dass Frankfurt «zur Zeit über 3200 Häuser, 217 Strassen und Gassen, 6 grosse freye Plätze, 3 katholische, 7 lutherische, 2 reformirte Kirchen, 2 lutherische Bethäuser und ein solches der Brüdergemeinde, 1 Synagoge und 1 jüdischer Andachtstempel und ohne die geringern Herbergen über 80 Gasthöfe und circa 42000 Einwohner zählt . . . – die freye Stadt Frankfurt, eine Republik mit freyer, unseren schweizerischen Städtkantonen nicht unähnlicher Verfassung.»

Ein letzter Blick würdigt den Bahnhof: «Das Bureau ist ein langes einstöckiges Gebäude, welches ausser einer geräumigen Vorlaube mehrere Einschreibe- und Controlier-Zimmer und 2 grosse Wartsäle für das Publikum enthält, und zwar den einen für diejenigen, welche bey der 1ten, 2ten und 3ten Classe, den andern für die, welche bey der 4ten Classe eingeschrieben haben, ersterer etwas schöner dekorirt als der letztere, beide übrigens gleich eingerichtet. Die Leute, die in dem ersteren Zimmer warten, geniessen den Vortheil, dass sie, wenn das Zeichen zur Abfahrt ertönt, zuerst heraus und zu den Wagen gelassen

werden, während die in dem andern Saal bis zum letzten Moment warten müssen, wo sich dann Alles eilig herausstürzt.»

Um 3 Uhr fährt der Zug ab, und die Heimfahrt nach Castell vollzieht sich in schon gewohnter Weise innert einer Stunde. Eine preussische Militärmusik verkürzt den Abend in Mainz, der Vogel überdies ein neues Zusammentreffen mit Oberst Bürkli beschert.

11. Tag : Von Mainz nach Darmstadt

Buchbindermeister Borhauer in Mainz, an welchen Vogel von dessen Zürcher Berufskollegen Jakob Foppert empfohlen worden ist, erklärt sich freundlich bereit, dem Fremden seine Vaterstadt zu zeigen. Den erbärmlichen Eindruck exercierender österreichischer Soldaten – «man machte jeden Augenblick wieder eine Pause, und die Herren Offiziere thaten gar nichts, sondern standen in Gruppen mit verschränkten Armen beyeinander und plauderten» – hebt glücklicherweise ein Fund in der Gemäldesammlung der Bibliothek wieder auf. Dort nämlich «ist aufgestellt ein sehr kunstvolles astronomisches Uhrwerk von einem Mönch aus Mainz, Niklaus Alexius Johann, erst vor einigen Decennien verfertigt. Dasselbe zeigt alle Himmelskörper, Tag und Nacht, Sonne und Mond, das Eintreffen der Finsternis, die Monate und Tage u.s.f. und geht seit 1807, ohne dass man es hört oder ohne dass es seither gesalbt wurde. Es ist sich höchlich zu verwundern, dass dieses Meisterwerkes nirgends in einer Reisebeschreibung oder Geographie Erwähnung gethan wird.»

Am späteren Nachmittag verreist Vogel mit der Postkutsche und gelangt um halb Neun nach Darmstadt, wo man ihm im «Darmstädter Hof» ein schönes Zimmer anweist. Allerdings «war der Empfang ziemlich kalt, denn ich kam eben nicht mit einer Kalesche und mit Bedienten, sondern auf 2 Beinen und mit dem Reisesack auf dem Rücken in dem Gasthof an, was hier etwas selten seyn mag.»

12. Tag : Von Darmstadt nach Heppenheim

Der Sonntag ist zur Besichtigung Darmstadts insofern wenig geeignet, als das Schloss mit seinen Sammlungen an diesem Tage nicht zugänglich ist. Statt dessen führt der angeheuerte Lohnbediente seinen Herrn in die Garnisons- oder Stadtkirche und hört sich mit ihm

eine Predigt an, «die im ganzen nicht länger als 20 Minuten dauerte, aber sehr ansprechend war, indem sie von Gegenwart und Zukunft handelte; ein blühender Styl und die kräftige Sprache machten die Sache sehr eindringlich, und es war wirklich interessant zu bemerken, wie die alten Veteranen mit ihren Schnäuzen und Bärten recht aufmerksam zuhörten und dem Prediger so zu sagen kein Auge abwandten, während von den jungen Soldaten mancher eine grosse Zerstreuung zeigte, einer, der gerade vor uns sass, einige Male entschlafen wollte, woran er aber durch Rippenstösse, welche ihm mein Lohnbedienter versetzte, verhindert wurde. Dieser horchte dem Prediger mit gespannter Aufmerksamkeit zu und wollte die Kirche durchaus nicht verlassen, bis die Predigt und das Gebet beendet war.»

Man wendet sich hierauf zum Schlossgarten und findet dort «einen grossen Teich mit lebendigen Schwänen». Im übrigen jedoch ist der Gesamteindruck der Stadt «auffallend ungünstig. Wohl sah ich prächtige Palläste und schöne Gebäude, lange schnurgerade und nur zu breite Strassen und einige grosse Plätze, aber der Geist wollte mir nicht behagen. Mitten an dem herrlichen Sonntag waren die Strassen öde und leer und ausser den Militairs sah man nur wenige Privatpersonen, deren Haltung und Benehmen mir steif, kalt und unfreundlich vorkam.» Da aber einstweilen keine Gelegenheit zur Weiterreise besteht, folgt Vogel seinem Lohnbedienten, dem Veteranen Dankmann, in dessen Wohnung und lässt sich von den spanischen Feldzügen berichten, die jener mitgemacht hat. «Auch musste ich seinen beyden Töchtern manches aus der Schweiz erzählen, das sie sehr ansprach, indem sie selbst bekennen mussten, das Leben in Darmstadt sey nicht sehr ansprechend.»

Gegen Abend endlich erlöst ein Omnibus den Gelandweilten. «Die Gesellschaft bestand aus einem Mann und einer Frauensperson mit 2 adelichen Kindern, die von der erstern per Sie und das Mädchen mit Fräulein angeredet wurden, was mir zum Eckel vorkam, wenn ich die Kinder mit ihrem Spielzeug betrachtete.» Im «Halben Mond» zu Heppenheim endet für diesmal die Reise. Vogel findet hier eine «grosse Gesellschaft vor, darunter mehrere Veteranen, die heute eine gewisse Feyer gehabt haben mussten; es war Napoleons Tag, dessen Andenken auch hier nicht erloschen ist.»²⁶

²⁶ Der 15. August (1769) war Napoleons Geburtstag.

13. Tag : Von Heppenheim nach Heidelberg

Auf morgens 4 Uhr hatte sich Vogel mangels anderer Transportmöglichkeit ein Privatfuhrwerk bestellt. Aber anstatt der erwarteten Chaise erscheint mit grosser Verspätung ein kleiner Bauernwagen, mit dem er vorlieb nehmen muss. Regen und Kälte setzen ihm zu, der aufgespannte Schirm hilft wenig, und widerwillig muss der Reisende im badischen Weinheim anhalten, «wo ich als Mittel gegen den Frost ein warmes Thee genoss». Bei anhaltend schlechter Witterung bietet die Weiterfahrt durch die Bergstrasse keinerlei Reiz. Vogel atmet auf, als er gegen 10 Uhr in Heidelberg anlangt, wo sich nun endlich auch der Himmel aufhellt. Im «Prinz Carl» findet er ein Zimmer und kann sich trockene Kleidung anziehen. Nach einem Imbiss nimmt er sich einen Führer in der Person des Lohnbedienten Ewald: eine schlechte Wahl; denn Ewald, wiederum ein Veteran, scheint zwar anfangs simpel, «zeigte sich aber als zudringlich und schlau und bey weitem nicht so genügsam als diejenigen zu Cöln, Frankfurt etc. Ohne nur zu fragen, welche Taxe er fordere, überliess ich mich seiner Führung.» Die Folge ist eine Kette von Ärgernissen, ein ebenso kostspieliger wie unbefriedigender Ausflug nach Schwetzingen und Mannheim, aufgeheitert immerhin durch ein Erlebnis auf der Rückfahrt:

«Schnell wurde die Chaise eingespannt, und da zeigte sich denn ein Herr, der gerne mitgefahren wäre, ein schwarz gekleideter Mann. Sonderbar, wie sich später zeigte, ein Herr Baron und zwar ein Baron von Habenichts oder noch viel besser von Thuenichts, zwar ein älterer Mann, aber ein sehr vorwitziger Geck. Er warf mit den schönsten Höflichkeits-Phrasen um sich, um die hohe Gnade zu erbitten, in der Chaise nach Heidelberg zurückkehren zu können, wofür er natürlich dankbar und erkenntlich seyn werde. Wer hätte einer solchen glatten Zunge widerstehen können? Viel mehr aber als seine glatte Redensart bewog mich dazu ihn aufzunehmen das Gelüste, mich über denselben lustig zu machen, und in der That, das Maul des Hrn. Baron von Habenichts stand nie still, er wusste viel von hohen Verwandten und Gönnern zu erzählen, die er der Reihe nach besuche (vermuthlich als ungebetener Gast!) . . . Natürlich erkundigte sich mein Hr. Baron mit dem Sporren im Kopf auch sehr angelegentlich nach mir, und da merkte ich denn bald den Böschen: ein blosser Sekretair Vogel von Zürich, der in so ferne Gegenden reise, das schien ihm ein Unding, unbegreiflich, also taufte man sich um Baron Vogel von Vogelsberg oder, was ihm noch schöner klang, Baron Meyer v.

Knonau, und damit war alsdann unser Baron befriedigt, der von mir und Ewald auf dem ganzen Weg tüchtig ausgelacht wurde, was er aber nicht merkte, sondern glaubte, man lache über seine gescheiten Einfälle.»

Wie aber in Heidelberg Kutscher und Bedienter ihren Lohn fordern, vergeht dem sparsamen Zürcher das Lachen. «Höchst unwillig über diese Forderungen fing ich an zu markten und, als dieses nichts half, zu schimpfen. Mit dem Kutscher war gar nichts auszurichten; den fertigte ich daher ab. Ewald holte von der Wand eine gedruckte obrigkeitliche Verordnung, welche als Taxe für die Lohnbedienten pro Tag einen Thaler festsetzt. Da wendete ich ein, wir haben erst um 11 Uhr angefangen, die Stadt zu besichtigen, und Nachmittags habe ich ihn frey gehalten, daher glaube ich ihm nicht mehr schuldig zu seyn als für $\frac{3}{4}$ Tag. Das half nichts, denn wenn er annahm, er sey erst jetzt halb 10 Uhr heimgekommen, so sey dieses ein ganzer Tag, und er habe überdiess anderes versäumt. Der Hr. Baron stand mir in diesem Gefecht getreulich bey, indem auch er fand, das sey zu viel gefordert, und er bezahlte etwas Weniges an die Fahrt; ein Kellner aber, den ich fragte, zuckte die Achseln. Unwillig warf ich dem Ewald einen Fünflivrethaler hin, laut vor der ganzen Gesellschaft erklärend, an die hohen Taxen in Heidelberg, an den heutigen Tag, namentlich aber an den wohlmeinenden Lohnbedienten werde ich noch lange denken. Man wird begreiflich finden, dass das Nachtessen mir heute nicht schmeckte und auch geraume Zeit das Bett nicht, denn der Unwille wollte sich nicht legen . . .».

14. Tag : Von Heidelberg nach Karlsruhe

Mit genauer Not findet Vogel noch Platz in der Kutsche, die am folgenden Morgen schon um 6 Uhr beim Gasthaus zum Ritter bereitsteht. In Amalienbad wird kurze Rast gehalten, etwas länger in Bruchsal. In Durlach ist eben Jahrmarkt, und man bemerkt viele Frauenzimmer, die zum Tanze gehen, übrigens von einer Schönheit, «die ich auf der ganzen Reise nirgends in so reichlichem Maasse antraf.» Den Anschluss nach Baden-Baden erreicht er in Karlsruhe nicht mehr, so dass er im «Zähringerhof» ein Zimmer bezieht: «dicht über der Hausthüre, ähnlich unserm Abwärtszimmer im Obmannamt.» Nach den schlimmen Erfahrungen von gestern findet er sich hier besser aufgehoben: «Die Leute waren freundlich, die Bedienung reinlich

und prompt.» Die Besichtigung der Stadt muss wegen einfallender Dunkelheit vorzeitig abgebrochen werden; namentlich ist es zu spät geworden, den Ständesaal zu sehen, «wo die Vorkämpfer deutscher Freyheit, ein Rotteck, ein Welcker u.a. so laut und vernehmlich sprachen.»²⁷

15. Tag: Von Karlsruhe nach Strassburg

Der Posthof von Karlsruhe ist «kaum die Hälfte so gross als der unsrige in Zürich». Von hier verreis Vogel in der nächsten Morgenfrühe, und zwar nimmt er, um das schöne Wetter und die Aussicht besser zu geniessen, auf dem Verdeck der Kutsche Platz. Im Wallfahrtsort Bickesheim werden die Pferde gewechselt: «Statt Pilgern war aber die Strasse durch das Dorf mit Gänsen besetzt, die in ganzen Schwadronen stolz einherzogen und kaum ausweichen wollten.» Es kommt zu einer Unterhaltung mit einem mitreisenden Schneidermeister aus Karlsruhe, «der vor 5–6 Jahren eine Zeit lang in Zürich bey Schmid Michel gearbeitet hatte, so ziemlich mit den dortigen Verhältnissen bekannt war und äusserst lebhaften Antheil an den Veränderungen nahm, die seither dort vorgefallen sind.» Die beiden Reisegefährten suchen in Baden-Baden den «Goldenen Stern» auf, «der zwar nur zweyten oder sogar dritten Rangs ist, wo man aber ausserordentlich gut und billig lebt, denn das erfuhr ich sogleich, indem ich für einen Schoppen dickrothen Wein, Brot und eine Portion Cotelette nicht mehr als 12 Kreuzer bezahlen musste.» Es reicht zu einem Blick in den Gesellschaftssaal des Conversationshauses, wo schon am Vormittag Roulette gespielt wird, sogar mit höheren Einsätzen als in Ems und Wiesbaden. Die Pächter der Glücksspiele sind auch hier Pariser.

Um 1 Uhr geht es mit dem Omnibus weiter, in bester Gesellschaft, sitzt doch neben Vogel auf dem obersten Verdeck kein Geringerer als «Hr. Casimir Pfyffer von Luzern, gewesener Präsident des Appellations-Gerichtes und des Grossen Rates».²⁸ In angeregter Konversation passiert man Bischofsheim und nähert sich der französischen Grenze. «Schon besprachen wir uns über die Visitation, welche . . . mit unsern Effekten vor sich gehen werde, und da beynahe ein jeder

²⁷ Die liberalen Führer Karl von Rotteck (1775–1840) und Karl Theodor Welcker (1790–1869).

²⁸ Zu Caspar Pfyffer (1794–1875) vgl. HBLS Bd. 5, S. 427 Nr. 20.

etwas Gekauftes bey sich hatte, dessen er fürchtete, beraubt zu werden oder aber solches sehr hoch verzollen zu müssen, so wurde davon gesprochen, wie man die Sachen wohl am besten verbergen könne.» Kurz vor 18 Uhr rollt der Wagen über die Schiffsbrücke bei Kehl: «mit süßem Schmerz über die Trennung kehrte ich Deutschland den Rücken, um nun zu erfahren, was mir Frankreich anbieten würde.»

Da taucht auch schon «die berühmte Douane» auf: «ein ziemlich grosses Gebäude links an der Strasse mit gewaltigem Vordach. Noch ehe man zu dem Gebäude kommt, springen einige Packknechte auf den Wagen wie auf eine Beute, und bey dem Gebäude selbst heisst es halt. Mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit, die sich aber leicht erklärt, wenn man bedenkt, wie häufig solche Visitationen vorkommen, wurden uns sämtliche Effekten, Kisten, Reisesäcke, Koffer, Nachtsäcke etc. ab dem Wagen heruntergeschmissen, jedoch mit ziemlicher Geschicklichkeit, so dass nichts den Boden berührte; die Packknechte warfen einander die grössten Kisten wie Ballen in die Hände. Alles wurde unter dem Vordach oder auf den Bänken längs dem Gebäude aufgehäuft, und dann ging es ans Visitiren, d. h. Untersuchen, ob keine durch das Gesetz verbotenen Waaren sich unter den Effekten befinden. Gegen alles Erwarten war diese Visitation sehr leicht, d. h. die Douaniers begnügten sich, nur oberflächlich die Effekten zu durchsuchen und liessen schnell wieder die Koffern und Säcke verschliessen. Entweder waren sie sonst bey guter Laune oder sie glaubten sich ihrer Sache sicher, dass hier keine Contrabande sey, und niemand war froher denn wir, dass der Aufenthalt nur eine halbe Stunde dauerte.»

Nachdem sich in Strassburg Vogel, seinem Gefährten folgend, im «Raben» einlogiert hat, wagt er sich noch vor dem Nachtessen auf einen ersten Gang durch die Stadt, bestaunt das Münster, dessen «herrliche alte Bauart» ihn entzückt, während ihn die «Verunstaltung durch eine Menge an der Kirche dicht angebauter Buden oder Kramläden der niedrigsten Art» ärgert. Ein anderes Ärgernis, auf welches er gefasst war, findet hingegen – fast scheint es: zu seiner Enttäuschung – nicht statt: «Ich hatte schon oft gehört, man könne des Abends in der Dämmerung zu Strassburg keinen Schritt thun, ohne auf verdächtige Weibspersonen zu stossen, welche sich nicht entblöden, an die Vorübergehenden direkte Einladungen zu machen. Ich erfuhr nichts dieser Art trotz dem, dass mir auf den Strassen ausserordentlich viele Leute beiderley Geschlechts begegneten; ent-

weder sind es nur gewisse Strassen oder vielleicht enge Gassen, wo solches passirt, oder man musste mir schon von ferne anmerken, dass ich nichts der Art wolle. Genug, ich kam ganz unangefochten in den Gasthof.»

Der spätere Abend vergeht unter Geplauder mit Pfyffer, der Strassburg bereits kennt und morgen mit der Eisenbahn nach Colmar oder Mülhausen fahren will.

16. Tag: Von Strassburg nach Basel

Bei der Wahl seines Führers, eines jungen und etwas rauhbeinigen, aber anspruchslosen Mannes, hat Vogel diesmal eine bessere Hand als in Heidelberg. Ein württembergischer Geistlicher mit Gattin, die sich auf der Hochzeitsreise befinden, schliessen sich an. Auf den Strassen hört man mehr deutsch als französisch reden, «da man sich doch schon lange bemüht hat, die deutsche Sprache aus dieser Gegend zu verdrängen. Überhaupt sey es bey diesem Anlass gesagt, scheint der Charakter der Stadt, obgleich solche nun über 150 Jahre unter französischer Herrschaft steht, im ganzen doch noch deutsch zu seyn, und nur die grosse Lebendigkeit und Rührigkeit der Leute, namentlich im Industriellen, und das vorhandene Militair verrathen Frankreich. Die Gewerbe werden ganz auf französische Art betrieben, d. h. fabrikmässig mit pomphaften Ankündigungen. (. . .) Auf den Strassen begegnen einem zuweilen à la Paris sogar Schuhputzer, von denen man sich an Ort und Stelle die Fussbekleidung putzen und wischen lassen kann.»

Da man keine Erlaubnis zum Besuch des Arsenal's erwirken kann, wird in der Akademie eine anatomische Sammlung besucht. «Da lernt man dann erkennen, welche complizirte und äusserst künstliche Maschine der menschliche Körper ist, und wie dessen Leben oft nur von einem Tropf Blut oder von dem kleinsten organischen Missstand abhängt. Nur ein Mediziner oder Physiker könnte längere Zeit bey dieser Sammlung verweilen; mir fing es an, überdrüssig und ekelhaft zu werden, und es wunderte mich nur, dass die junge Frau des württembergischen Geistlichen den Anblick aller Gegenstände ertragen konnte.»

Eine umständliche, aber nicht eben originelle Beschreibung erfährt selbstverständlich das Münster. Sein einer, ausgebauter Turm gilt als der höchste der Welt. Vogel besteigt ihn aber nur bis zur Platt-

form, da ihn ein Schwindel befällt, und gern kehrt er wieder auf die ebene Erde zurück. «Auf einem Banke vor der Wächterwohnung genossen wir des Schattens und ein Glas Bier, das man hier haben kann.»

Nach dem Essen bringt ein Omnibus den Reisenden zu dem noch nicht vollendeten, 20 Minuten von der Stadt entfernten Bahnhof. 4 Gulden und 22 Schilling kostet eine Karte auf dem 2. Platz nach Basel: ein billiger Preis, wenn man bedenkt, dass man mit dem Wagen zwei Tage für die gleiche Strecke benötigte, teuer genug hingegen in Anbetracht der nur 4–5 Stunden dauernden Bahnfahrt. «Ich denke, später werden die Preise wohl ermässigt werden; jetzt war es erst der vierte Tag, dass die ganze Eisenbahnstrecke befahren werden konnte. Die Wagen bestehen aus drei Klassen, von denen die erste, theuerste kutschenartig eingerichtet ist; die Wagen der 2ten Classe sind zwar auch gedeckt und mit gepolsterten Bänken versehen, aber auf den Seiten offen, d.h. bloss zum Ziehen von Vorhängen eingerichtet; die Wagen der 3ten Classe oder die wohlfeilsten sind nach oben offen, daher die Leute dort dem Regen, Wind und der Sonne ausgesetzt sind. Die Hitze war ausserordentlich gross und die Wagen gedrängt voll; ich rechne, dass dieselben mit ca. 300 Personen besetzt waren. Punkt 2 Uhr ertönte die Glocke und gab das Zeichen zuerst zum Einsitzen in die Wagen, bald hernach zur Abfahrt aus dem Bahnhof, die anfänglich ganz langsam statt fand, was aber nur kurze Zeit andauerte und nach ganz kurzer Zeit in reissende Schnelligkeit überging. Kaum einige Minuten vom Bahnhof geht die Bahn durch einen kleinen Tunnel, d.h. unter einem Gewölbe hin, nachher aber gelangt man in die weite Ebene hinaus. Um die Fahrt recht geniessen, d.h. die Gegend, durch welche die Bahn sich zieht, so gut als möglich ins Auge fassen, hauptsächlich aber um den Bau der Bahn und ihre Verhältnisse mir einprägen zu können, hatte ich mir einen Platz am Rande des Wagens gewählt, den ich dazu benutzte, mit dem Oberleib mich über das Geländer des Wagens hinüber zu bücken und auf diese Art vor und rückwärts zu sehen. Vorwärts erblickte ich auf eine bedeutende Strecke weit die Bahn, rückwärts blickend sah ich öfters nicht unbedeutende feurige Schlaken die Strasse bedecken. (. . .) Man sieht es der Bahn ganz deutlich an, dass sie noch neu und frisch überkieset ist, wenn man auch nicht durch umher liegende Stücke Eisen oder Holz und durch die zum Theil noch nicht ausgebauten Wächterhäuschen davon belehrt würde. Solche Wächter und Häuschen gibt es alle paar hundert Schritte. Die Wächter, von denen jeder eine ge-

wisse Strecke der Bahn zu überwachen und vermuthlich auch rein zu halten hat, sollen bewaffnet seyn, was aber zu dieser Zeit noch nicht mit allen der Fall war; einzelne hatten wohl Flinten, Stutzer etc., andere aber bedienten sich zur Zeit bloss noch der Instrumente, die sie bedürfen, sey es Hacke oder Schaufel oder Axt, und hielten dieses statt des Gewehres in der Hand, wenn der Bahnzug an ihnen vorbeyrutschte. Alle streckten in diesem Moment die rechte Hand aus, dadurch die nördliche Richtung andeutend, welche der Bahnzug verfolgte. Die Richtung der Bahn ist eine geraume Zeit beynahe geradelinig, bald liegt solche höher, bald tiefer als das Land, welches sie durchschneidet, im ganzen aber mehr höher. In diesem Fall bildet sie einen Damm, der auf beyden Seiten gegen das anstossende Terrain abfällt. An gewissen Stellen beträgt die Aufhöhung vielleicht 30 bis 40 Fuss, und man blickt rechts und links mit Grausen in eine bedeutende Tiefe hinab. Die Verhältnisse der Bahn, die Breite des Fahrweges und diejenige des Schienenweges sowie auch der Bau der Schienen mögen die nämlichen seyn wie bey der Taunus-Eisenbahn, doch muss von irgendwo her ein Unterschied, der zum Nachtheil der französischen Bahn ausschlägt, herrühren, indem man ziemlich stark geschaukelt wird, währenddem der Körper auf der andern bezeichneten Bahn nicht die geringste Bewegung macht. Der Luftzug war, wenn man sich nicht über den Rand des Wagens hinausbückte, unbedeutend und auch in diesem Fall nicht so, wie man bey der Schnelligkeit, mit der man fährt, erwarten würde: Freylich ist es rathsam, den Kopf zu entblößen, denn Hut oder Kappe könnte doch vom Zug etwa weggerissen werden.

Wenn man sich einer Station nähert, wo angehalten wird, so gibt das Lokomotiv schon auf die Entfernung einer Viertelstunde einen gellenden, Mark und Bein durchdringenden Pfiff, der sich öfters in 3, 4 und mehr Töne vervielfacht; dann laufen die Wagen sogleich etwas langsamer und zuletzt stehen sie still. Die Condukteurs springen hinaus, man ruft den Namen des Orts, wo man sich befindet, man öffnet die Schläge der Wagen; diejenigen, die aussteigen wollen, springen hinunter, die neu Hinzukommenden steigen hinein, die Schläge werden geschlossen, ein Condukteur bläst einige Stösse in eine Trompete, sie springen wieder auf die Wagen oder auch bloss zu den Schlägen derselben, und rasch geht es weiter. Bey den grösseren Stationen, wo etwas länger angehalten wird, benutzt man diese Zeit, um die Räder der Wagen mit einer gelben Materie zu bestreichen, die dazu dient, die Friktion zu verhüten. Auf der frantzösischen

Bahn wird bedeutend mehr angehalten als auf der deutschen, im Ganzen zwischen Strassburg und St-Louis 20–30 Mal.»

In Colmar «war das Gedränge von Menschen ganz ausserordentlich; denn nicht nur fand hier der stärkste Wechsel statt, sondern zu meiner grössten Verwunderung ging hier auch der Wechsel der Wagen vor sich. Ich sah beim Einlauf in den Bahnhof eine Wagenreihe in der Richtung nach Mülhausen bereit stehen und dachte mir, was wohl da werden möchte. Dessen wurde ich bald belehrt, denn plötzlich sprang alles aus den bisherigen Wagen heraus und in die neuen hinein, das Werk eines Augenblicks, und mit genauer Noth erhielt ich in dem neuen Wagen einen ähnlichen Platz wie in dem ersten. Mit der grössten Schnelligkeit wurden auch die Effekten der Reisenden ab- und auf den neuen Wagen geladen. Die aus- und einsteigenden Passagiere waren grösstentheils Fabrikarbeiter, deren es hier im Elsass zu Tausenden gibt, denn gegenwärtig ist die Industrie sehr im Flor.»

Die Bahnlinie zwischen Mülhausen und Colmar «war kaum so vollendet, dass man fahren konnte. Hunderte von Arbeitern rechts und links noch mit Erd- oder Maurerarbeiten oder mit Übergrienen beschäftigt, welche bey der Annäherung des Bahnzuges ihre Arbeiten einstellen mussten, bis das Unthier vorübergerauscht war; Tausende von Holzklössen zu Unterlagen des Schienenwegs dienend, tausende von Schienen oder andere Eisenstecken lagen in Bereitschaft und beurkundeten dem Beobachter sattsam, wie kostspielig eine Eisenbahn sey.»

Nach abermaligem Umsteigen in Mülhausen endet die Fahrt um 7 Uhr in St-Louis, und Vogel gelangt im Omnibus nach Basel. Im «Storchen» findet er Unterkunft, begibt sich dann noch auf einen Spaziergang und kommt u. a. «vor den Gasthof zu den drey Königen, der dicht mit Menschen umlagert war, denn, so hiess es, es sollte eine Serenade geben zu Ehren des Eidgenössischen Obersten, der heute Instruktion über die Artillerie abgehalten habe. Diese Serenade mochte ich nicht abwarten, es that mir aber im Herzen wohl, wieder eidgenössische Gesinnung zu verspüren, von der man vermuthlich in Basel eine Zeit lang nicht viel gemerkt hat.»²⁹

²⁹ Über die begreifliche Missstimmung, die infolge der Kantonstrennung noch längere Zeit die Beziehungen von Basel-Stadt zur Eidgenossenschaft belastete, vgl. u. a. Edgar Bonjour in der Festschrift «Basel und die Eidgenossen» (Basel 1951), S. 257–269.

In sein Gasthaus zurückgekehrt, begegnet Vogel nochmals Herrn Pfyffer sowie seinem württembergischen Geistlichen; der letztere, «den ich in St-Louis verloren, kam noch spät mich aufzusuchen, um mir einen Thaler, den ich ihm auf dem Weg geliehen, zurückzuerstaten. Statt an der Tafel zu speisen, begnügte ich mich damit, mit den Wirthsleuten zu essen, und eilte dann in mein Zimmer, um zum letztenmal auf fremdem Boden zu schlafen.»

17. Tag : Heimreise

Freitag, der 21. August 1841, «war der ersehnte Tag der Heimreise, ersehnt, denn es fing mir an zu genügen, und die Zeit so allein ohne Reisegesellschafter dünkte mir allmählig länger; auch hätte ich, wenn die Reise noch länger gedauert, nicht mehr mit solcher Aufmerksamkeit die Gegenstände betrachtet wie im Anfang.»

Im Postbureau löst Vogel eine Karte für den Eilwagen, bis zu dessen Abgang er sich noch zwei Stunden in Basel umsehen kann. Er beschränkt sich jedoch auf einen kleinen Rundgang, «theils, da ich Basel vor ca. 11 Jahren ziemlich vollständig gesehen habe, theils, da ich der Hoffnung Raum gebe, die Stadt noch später besichtigen zu können, zu einer Zeit, wo man vielleicht in einigen Stunden von Zürich aus dorthin gelangen kann.» Auf der Brücke zum Kleinbasel kommen ihm das Ehepaar Näf und Herr Surber entgegen: «Sie bemerkten mir, dass auch sie gesonnen seyen, mit dem Eilwagen abzureisen, zwar nur bis Baden, von wo aus sie direkte sich nach Winterthur verfügen werden. Während wir auf der Brücke standen, gab es ein Zusammengeläuf, und es hiess, die Artillerie, die sich in Kleinbasel gesammelt, werde bald über die Brücke kommen, durch die Stadt auf den Schiessplatz ziehen und in Gegenwart des Eidgenössischen Inspektors manövriren. So viel wir nun auch Militair gesehen hatten, so beschlossen wir, dennoch den Zug abzuwarten. Es waren 2 Batterien, die nebst ihrer Zubehörd in bester Ordnung einherzogen. Es war wahrhaft wohlthuend, die schöne Mannschaft, ganz gekleidet wie bey uns früher die Zürcher Kanoniers, einherziehen zu sehen und dabey zu denken, das sind Schweizer, wackere Eidgenossen!»

Um 8 Uhr besteigt Vogel den Wagen und setzt sich neben den aus dem Wildbad nach Zürich zurückkehrenden Sensal Füssli.³⁰ Wenig

³⁰ Friedrich Emanuel Füssli-Usteri (1795–1867). Mitglied des grössern Stadtrates.

Bemerkenswertes trägt sich auf dieser letzten Reiseetappe zu. In Stein wird um halb Zwölf eine Verpflegung geboten: «Das Mittagessen war gut, musste aber mit reissender Schnelligkeit verschluckt und theuer genug bezahlt werden, denn der Halt dauerte nicht länger als etwa 20 Minuten.»

Endlich aber, 18 Uhr ist vorbei, rollt das Gefährt in den Zürcher Posthof, «wo sich meine Frau und Kinder aufgestellt hatten. Letztere erblickten mich zuerst, als sie ihre Augen auf die Höhe des Wagens richteten. Ganz natürlich durchzückte sie die süsseste Freude, als sie den lange vermissten Vater wieder sahen, der in bestem leiblichen Wohlseyn und geistig aufgeheitert mit Dank gegen Gott für dessen Schutz auf der langen Reise und mit Freude und Zufriedenheit über das viele Gesehene die häusliche Schwelle wieder betrat.»

* * *

Auf dem zur Verfügung stehenden Raum konnte nur ein kleiner Teil von Friedrich Vogels Aufzeichnungen über seine Rheinlandreise, sei es im Wortlaut oder doch in geraffter Form, nach dem Inhalte wiedergegeben werden. Über die getroffene Auswahl liesse sich rechten. Wir haben im allgemeinen weggelassen, was mehr oder minder ausführlich in jeder Beschreibung der entsprechenden Orte und Routen wiederkehrt und was Vogel grösstenteils seinem Handbuche entnehmen konnte. Wesentlicher schien uns – auch wenn es sich um Kleinigkeiten handelte – das Besondere, worin sich der Augenblick und die Optik des Beobachters zu erkennen gibt. Gewiss sind dadurch die Proportionen verzerrt worden. Der Leser darf sich nicht vorstellen, in unserem Auszug eine getreue Verkleinerung des Originals vor sich zu haben; am Ende weiss er weniger Bescheid über die besuchten Gegenden als über den zürcherischen Beamten, der im August 1841 auszog, um für möglichst wenig Geld möglichst viel Schönes und Nützliches zu sehen. Wenn auch die Schwächen des wackeren Mannes dabei keineswegs verborgen bleiben, so erscheint doch die aus dem letzten Satz seines Berichts so naiv sprechende Welt- und Selbstzufriedenheit nicht unverständlich. Die noch zaghaften Anfänge des technisierten Massentourismus, von denen er kündigt, sind jedenfalls für uns Spätere von einem eigentümlichen Reiz umgeben.

Wieviel Fragwürdiges damit allerdings über eine mit der technischen Entwicklung geistig nicht Schritt haltende Menschheit kam, hat ein scharfsichtiger Skeptiker recht bald erkannt und – in düsterer

und heiterer Laune – ausgesprochen. Dem Philister (so schrieb Jacob Burckhardt schon 1867 an Friedrich Theodor Vischer) sei «überall öd und bang, wenn er nicht zu einem enormen Staat gehört, der ihm ausser der Sicherheit auch noch durchgehende Nachtzüge und andere Bequemlichkeiten verspricht. Freilich können ihm die Söhne perfect in Feldlazarethen sterben». Und in einem Briefe an Max Alioth heisst es 1881: «Wenn man mir aber damit kommen will, dass mir die Resultate solcher Erfindungen wie Eisenbahnen etc. doch auch schmecken, so antworte ich, je älter ich werde, mit umso grösserer Entschiedenheit: Als wir das Alles noch nicht hatten, war die Welt glücklicher und zufriedener, die Ankenwecklein besser und der Markgräfler so gut wie er nicht mehr ist; die Oper in Basel war vor 45–42 Jahren so gut als jetzt und nicht halb so theuer; wer aber reiste, sah sich die Sachen recht an, weil er nicht wusste, ob er wieder desselbigen Weges kommen würde; und die grössten Kunstwerke existirten schon und die besten Bücher waren schon geschrieben».³¹

³¹ J. Burckhardt, Briefe, ausgewählt und hg. von Max Burckhardt (Sammlung Dietrich, Bd. 6, Bremen 1965), S. 257f. und 423.